Bunte

Kartenbilder

von

Eduard Maria Oettinger.

Grimma,
Verlag des Verlags-Comptoirs.

1850.

III 49948

79927 f φ

Zehn, Bube, Dame, König, As.

Eines Morgens erhielt ich folgendes Billet:

Lieber D...

Als ich das letzte Mal das Vergnügen gehabt, Sie in meinem Abendzirkel zu sehen, schweifte unser Gespräch durch alle Beete der Conversation und blieb endlich am Blumen-Bosquet der Literatur hangen.

Wir sprachen unter Anderm auch von Kotzebue, dem bis jetzt noch unerreichten Matador der deutschen Lustspieldichter und ließen dem reichen Fond seiner Erfindungsgabe, den leichtbeschwingten Spahls seines

Witzes volle Gerechtigkeit widerfahren. Bei dieſer Gelegenheit erzählte uns Hofrath S. die altergraue Anecdote, daß Kotzebue, am Arm einer Dame, eines Morgens auf der Promenade, ein Paar Stricknadeln gefunden habe und von ſeiner ſchönen Begleiterin aufgefordert worden ſei, dieſen Fund zum Gegenſtand eines neuen Schauſpiels zu machen. Acht Tage ſpäter las der galante Herr Collegienrath ſeiner Freundin die „Stricknadeln" ein neues Schauſpiel, vor, das den Kranz ihres Beifalls erhielt. Sie, lieber Freund, erwiederten darauf, es wäre in der That nicht ſchwer, dem unintereſſanteſten Gegenſtande eine intereſſante Seite abzugewinnen. Gälte es eine Wette, ſo würden Sie über ein Schwefelhölzchen, über eine Auſterſchaale, oder über jede andere beliebige Kleinigkeit ein Luſtſpiel oder eine Novelle ſchreiben. — Erlauben Sie mir nun, lieber D., daß ich Sie auf

die Probe ſtellen darf. In der Nebenlage über-reiche ich Ihnen fünf Kartenblätter, die ganze Reihenfolge von der Zehne bis zum As, mit der allerdings etwas indiscreten Bitte, über jede dieſer Karten, eine kleine Novelle, Humoreske oder Bambocciade zu ſchreiben. Wenn Sie mir dann das Vergnügen machen wollen, mir den ganzen Cyclus dieſer Capriccio's mitzutheilen, ſo würden Sie ſich durch dieſe neue Aufmerkſamkeit ein neues Anrecht auf meinen Dank erwerben.

Empfangen Sie, lieber D., die herzlichſten Grüße

Ihrer
Caecilie v. S.....y.

Hamburg, am 19. Januar 1838.

Neun Tage ſpäter kam folgende Antwort.

Gnädige Frau!

Ihr Wunſch war immer Befehl. In der Beilage überreiche ich Ihnen unter dem Titel: „Zehne, Bube, Dame, König, As“ ein anſpruchsloſes Novellen-Bouquet mit der freundlichen Bitte, es als ein winzig Zeichen meines Gehorſams mit milder Nachſicht auf- und anzunehmen.

Ich ſchätze mich glücklich ſagen zu dürfen, wie ſehr ich ſei

Ihr

aufrichtiger Verehrer

F. M. Oettinger.

Hamburg, am 28. Januar 1838.

Inhalt.

Erste Abtheilung.

	Seite
1. Vorrede	1
2. Coeur-Zehn	1
3. Carreau-Bube	20
4. Pique-Dame	50
5. Treffle-König	65
6. Coeur-As	88
7. Kunst, sich Geld zu verschaffen	97
8. Hypolith Knorpel	127
9. Zwölf Stunden verheirathet	146
10. So etwas kann Jedem passiren	159
11. Fixe Ideen eines Physikers	170
12. Belohnte Ehrlichkeit	182
13. Die gütige Vorsehung	191
14. Schobri	207
15. Der Cotillon	216
16. Notenschlucker	223
17. Die unterbrochene Trauung	228
18. Ein Stammbuchblatt	231

Zweite Abtheilung.

Polemisches.

1. Ein Traum des Herrn Töpfer	237
2. Brechpülverchen	244

Seite
3. L. L. 252
4. Madame Schoppe 261
5. Stylistisches 272

Dritte Abtheilung.

Deutsche Chansons.

1—16 Lieder 277

Coeur = Zehn.

I.

In der Rue Richelieu, der großen Pulsader des sanguinischen Seine = Babels, liegt eines der reichsten Modemagazine, über dessen Eingang ein weißlackirtes Schild hängt, auf dem ein großes Kartenblatt: eine Coeur = Zehne abgebildet ist. Keines von all den tausend Ateliers der wandelbaren Mode genießt in der fashionablen Welt eines so großen Rufes, als das Magazin zur Coeur = Zehne.

Ein sonderbares Schild! höre ich ausrufen. Wie kam man darauf, ein Kartenblatt zum Aushängeschild einer Putzhandlung zu machen?

Wer Lust hat, zu hören, der höre!

Wien und Paris haben sich von jeher durch die Bizarrerien ihrer Aushängeschilder ausgezeichnet.

In der schönen Kaiserstadt, in dem harmlosen, lebenslustigen, liebenswürdigen Wien, giebt es ein

Wirthshaus „zur aschgrauen Möglichkeit", ein Speisehaus „zum silbernen Eisvogel", ein Caffeehaus „zum goldenen Küpfel", ein Bierhaus „zum gläsernen Haarbeutel", eine Frühstückstube „zur fidelen Leberwurst", einen Friseurladen „zum standhaften Haarzopf", ein Kleidermagazin „zum grauen Rocke", ein Strumpfwirkergewölbe „zum rothen Zwickel", ein Parapluiemagazin „zum melancholischen Sturmwind" u. s. w.

Paris hat eine Modehandlung „au Diable d'argent", „à la Tentation", „au Toequet bleu", „à la Sylphide", „au Robert le Diable", „au pauvre Diable" und wie gesagt, ein Modemagazin „zur Coeur-Zehn".

Die Directrice dieser Mode-Officin ist eine junge Asiatin, deren Lebensbeschreibung so viele romantische Seiten hat, daß ich mich nicht enthalten kann, einige Hauptparagraphen daraus mitzutheilen.

Zoloë (so heißt diese Putzmacherin) war früher eine jener Bajaderen, die in Ostindien vom Tanz und von der Liebe leben.

Am Gangesstrome, wo Aloë und Lotos blühen, wo man Perlen und Corallen fischt, begegnete eines Tages ein reicher Nabob der jungen Bajadere, deren

üppiger Nacken, deren blendende Schulter das Reizendste war, was man ſich in jener Zone denken kann. Ihr erotiſcher Wuchs, ihr priapäiſches Geſicht beſaß eine Anziehungskraft, die alle Kinder der Sonne, ja die Sonne ſelbſt anzog.

Der häßliche Nabob fühlte ſich von den ſchönen Schultern Zoloës dergeſtalt hingeriſſen, daß er darüber den Frieden ſeines Herzens und, was ihn noch tiefer ſchmerzte, Appetit und Schlaf verlor. Von Tag zu Tag ſah man ihn blaſſer, magerer werden. Seine Fleiſchmaſſe, die noch vor Kurzem 214 Pfund gewogen, war in acht Tagen auf 190 zuſammengeſchrumpft.

Endlich, als ſeine Liebe immer dicker und ſein Körper immer magerer wurde, ſah er ſich genöthigt, einen berühmten Arzt um Rath zu fragen.

Der Arzt war der Meinung, es gäbe nur ein Mittel, die brennende Leidenſchaft abzukühlen: der Kranke müſſe fünf Minuten die Schulter, die ſein Herz entzündet, ſeine Seele inflammirt habe, mit ſeinem Barte berühren. Dies Mittel hatte — Similia similibus — etwas homöopathiſches.

Durch einen ſeiner hundert Sclaven ließ der Nabob die Bajadere fragen, welchen Preis ſie be-

gehre für die Gunſt, die er ſich von ihrer Schulter zur Heilung ſeines Herzens und zur Wiedergewinnung ſeines Appetits erbitte. Für einen Kuß auf ihre göttliche Schulter ließ er ihr 1000 Rupien antragen.

Zoloë war klug. Sie ließ ihm ſagen, daß ihre Schulter jederzeit bereit ſei, den Kuß des Herrn Nabobs in Empfang zu nehmen, wenn er dieſe Schulter, der er dieſe herablaſſende Huld zugedacht, mit dem ſchönſten Shawl, der jemals in Indien gewebt werden, bekleiden wolle.

Der bis über die Ohren verliebte Nabob ließ der kleinen Bajadere hundert, ließ ihr tauſend Shawls ſenden, um den ſchönſten auszuwählen; aber ach, keiner von Allen war ſo glücklich, dem eigenſinnigen Kinde zu gefallen.

Um ſein Ziel zu erreichen, beſchloß er, eigends für ſie einen Shawl weben zu laſſen, einen Shawl, der an Feinheit des Stoffes, an Schönheit des Muſters und der Farbe alle Shawls der Erde verdunkeln ſollte.

Die feinſten Stoffe, die geſchmackvollſten Farben, die reizendſten Deſſins wurden in Anwendung gebracht. Man erfand neue Muſter; Nüancen, die noch niemals dageweſen, wurden in die originellſten Arabesken eingeſtreut. In vier Monden war

der Shawl fertig und Alle, die ihn ſahen, riefen erſtaunt:

— So etwas hat die Welt noch nie geſehen!

Der Shawl war beim Brama, beim Wiſchnu und wie all die Herren der indiſchen Götterlehre ſonſt noch heißen mögen, in der That ein Meiſterwerk ein Prachtſtück, ſo fein, daß man es bequem durch einen Ring ziehen und in ein Ei einſchließen konnte.

Der Nabob, der dieſem Shawl den Namen Phönix gab, umzog ihn mit einer Schnur echter Perlen und heftete an den Rand des Shawls ein von ihm ſelbſt verfaßtes Liebeslied:

Perl' der Perlen, Sonn' der Sonnen,
Kön'gin meiner freien Wahl:
Mächt'ger Wiſchnu meiner Wonnen,
Mächt'ger Wiſchnu meiner Qual.

Für Dich glüh' ich, für Dich brenn' ich,
Für Dich brenn' ich lichterloh;
Für Dich leb' ich, für Dich ſterb' ich,
Für Dich ſterb' ich lebensfroh.

Für des Auges ſchwarze Tuſche,
Für der Wangen Pergament,
Bring' ich gerne Dir zum Opfer
Alles, was man theuer nennt.

Deiner Lippen Cochenille,
Deiner Küſſe Peccothee,
Färben meiner Seele Dunkel,
Stillen meines Herzens Weh!

Deines Haares goldne Seide,
Deines Buſens Mouſſelin,
Sind Magnete, die das Ferne
Nah' und näher an ſich zieh'n.

Wenn man bedenkt, daß ein oſtindiſcher Nabob dieſes Gedicht zuſammengereimt, ſo läßt ſich dagegen nichts einwenden; jedenfalls iſt es doch nicht ſchlechter als manche lyriſche Kuhblume, die mitunter in den Beeten der deutſchen Muſenalmanache emporſchießt.

Er ſandte ſeine Sclaven ab, um Shawl und Gedicht und Gruß zu den Füßchen ſeiner Gottheit niederzulegen und ſie zu fragen, wenn es gefällig wäre, ihm ein Rendezvous zu geben.

Aber Zoloë, der Wiſchnu ſeiner Wonnen, der Wiſchnu ſeiner Qual, war verſchwunden.

Der zurückgekehrte Sclavenzug brachte dem Nabob die traurige Kunde, daß Zoloë den Ganges, wo Aloë und Lotos blühen, wo man Perlen und Corallen fiſcht, daß Zoloë ihre Götter, ihre Ver-

ſprechungen, den Nabob und ſeinen Shawl in Stich gelaſſen, um einem jungen Matroſen, der ihr mehr als der Nabob gefallen, nach Europa zu folgen.

Der reiche Mann war empört. In der Aufwallung ſeines nabobiſchen Zornes zerriß er den ſeidenen Phönix, den ſchönſten Shawl Oſtindiens in tauſend Fetzen.

— Herr, was habt Ihr gethan, rief einer ſeiner Sclaven, mit ſolch' einem Shawl hättet Ihr in Europa die Herzen der halben Frauenwelt erobert!

— Ach, was ſind alle Frauen dieſer Erde gegen dieſe Perl der Perlen! Entfernt Euch, Sclaven, rief der langſam verzweifelnde Nabob.

Sie gehorchten. Als der liebekranke Mann allein war, nahm er ein Stück von ſeinem Shawl und hing ſich an eine Pagode auf.

Die Sclaven, herbeigelockt durch das Geſtöhn ihres Gebieters, kamen noch zur rechten Zeit, um ihn wieder in's Leben zurück zu rufen.

Als der Nabob wieder die Augen aufſchlug, rief er:

— Wo iſt Zoloë?

— Ein franzöſiſches Kauffarthei-Schiff führt ſie nach Europa.

— Ich folge ihr, ſobald ich kann, rief der Nabob, packte alle ſeine Schätze zuſammen und ſchiffte ſich zwei Monate ſpäter nach Europa ein.

Zoloë und der Matroſe, der ſie entführt, hatten das Unglück, am Cap der guten Hoffnung Schiffbruch zu leiden.

Das Schiff ging unter, die Mannſchaft wurde gerettet.

Drei Monate ſpäter landete das Pärchen in Havre de Grâce. Von hier begab ſich der Matroſe mit ſeiner geliebten Indianerin nach Paris, wo er auf die Unterſtützung einer reichen Tante rechnete, die ein Lotto-Comptoir, einen Tabaks-Laden und entſetzlich viele Kunden hatte.

Der Nabob, der vom Capitain des geſtrandeten Schiffes erfahren hatte, daß ſich die flüchtige Bajadere nach Havre eingeſchifft, war ihr gefolgt und von Havre, wo er abermals erſchöpfende Erkundigungen über ſie eingezogen, nach Paris gereiſt.

Zoloë, die bei der Tante ihres Geliebten bald ſchönere, intereſſantere Bekanntſchaften gemacht hatte, war des Jungen und der ſtrengen Aufſicht der Alten bald überdrüſſig geworden. Einer ihrer Anbeter hatte

ſie 4 Monate ſpäter, aus Dankbarkeit, beim Ballet der großen Oper als Figurantin untergebracht.

Der Nabob hatte trotz der eifrigſten Nachforſchungen nicht herauskriegen können, wo der Wiſchnu ſeiner Wonnen im großen Paris aufzufinden ſei. Er verzweifelte ſchon ihre Spur zu entdecken, als der Zufall ihn eines Abends, am 4. Mai 1830, in die große Oper führte, wo man ein großes Ballet: „Manon Lescaut“ Programm von Scribe, Muſik von Halevy, gab.

Im zweiten Acte gewahrte der Nabob im Reigen der Tanzenden ſein flüchtig gewordenes Ideal, ſeine kleine Bajadere.

— Bei'm Brama! das iſt Zoloë, rief er ſo laut, daß das Publicum, darüber empört, zu ziſchen anfing.

— Zoloë, Zoloë, ſchrie der Nabob in der größten Extaſe zur Bühne hinauf.

— Voilà un fou! rief das Publicum, à la porte, à la porte!

Und noch ehe der arme Mann Zeit und Worte zur Entſchuldigung gefunden, ward er ohne Umſtände aus der Loge auf den Corridor hinausgeworfen.

Der Nabob ſtieß einige oſtindiſche Flüche und bengaliſche Verwünſchungen aus und fuhr dann glücklich, den verlorenen Schatz wieder gefunden zu haben, in ſein Hotel zurück.

Am andern Morgen ließ er durch ſeinen Agenten im Theater Erkundigungen einziehen.

— Sie wohnt in der Rue Lepelletier Nr. 5 im dritten Stock.

Mehr braucht der Nabob nicht zu wiſſen.

II.

Zoloë, die ſchönſte der Figurantinnen, hatte ſo viel Anbeter als Ringe auf den Fingern; mindeſtens zwei Dutzend: Ringe und Anbeter von jedem Metall und jedem Calibre: Legations-Attaché's, Advocaten, Journaliſten, Officiere, Bankiers und andere Notabilitäten.

Das Corps de Ballet der großen Oper zählte damals 52 Figurantinnen. Ein Feuilletoniſt hatte ſich einmal den Spaß gemacht, ſie mit den Kartenblättern zu vergleichen und jeder derſelben einen Karten-Namen zu geben. Da gab es alſo 4 Aß, 4 Könige, 4 Damen, 4 Buben, 4 Zehnen u. ſ. w.

Zoloë war die Coeur-Zehn, unter dieſem Namen kannte ſie jeder Dandy von Paris. Das ſchöne Kind, das früher für einen Kuß auf ihre Schulter den ſchönſten Shawl der Erde begehrte, hatte die Preiſe ſeiner Gunſtbezeugungen ſchon bedeutend herabgeſtimmt.

Der Nabob ſchrieb ſich nun auch auf die lange Liſte ihrer Anbeter und überhäufte ſie mit ſo vielen Geſchenken und Aufmerkſamkeiten, daß ſie ihm die Erlaubniß gewährte, ihr täglich zu einer von ihr feſtgeſetzten Stunde des Tages ſeine Aufwartung zu machen, die Spitze ihres Fußes, die Nägel ihrer Hand, das Falbala ihres Kleides zu küſſen. Zoloë war, wie geſagt, ſehr klug. An Andere verſchwendete ſie ihre Liebkoſungen, dem Nabob gegenüber kargte und geizte ſie damit. So kam es, daß der Nabob von Tag zu Tag verliebter wurde.

— Zoloë, rief er eines Tages, als er zu den Füßen der Bajadere lag, Zoloë, werde mein Weib! Ich will all meine Reichthümer, all meine Schätze mit Dir theilen und Dich ſo glücklich machen, wie es kein zweites Weib auf dieſem Erdball iſt. Verlaſſe das Theater, Zoloë, und werde mein Weib,

wiederholte er, die Spitze ihres Fußes inbrünstig an seine Lippen drückend.

— Wir wollen die Sache überlegen, sprach die Figurantin; morgen sollen Sie meine Antwort hören. Verlassen Sie mich jetzt, alter Herr, ich erwarte nun einen andern Besuch.

Der Nabob ging seufzend von dannen. Bald darauf trat Herr Antony, ein bekannter Journalist, ein. Sie setzen sich auf's Sopha und fingen zu plaudern an.

— Ich will heirathen, sagte lächelnd die kleine Figurantin.

— Wen? meine reizende Coeur-Zehn.

— Den alten häßlichen Nabob, der mir aus Indien nach Europa gefolgt ...

— Der Mensch ist reich ...

— Steinreich.

— Ich rathe Ihnen den Nabob auf jeden Fall zu heirathen.

— Er wünscht, daß ich die Bühne verlassen soll.

— Thun Sie das, reizendes Wesen.

— Aber meine Freunde ...

— Sie werden sich dadurch nicht abschrecken lassen, Ihnen auch fernerhin zu huldigen.

— Der alte Herr iſt aber eiferſüchtig.

— Sie werden ihm dieſe Untugend abgewöhnen müſſen.

— Die Pflichten der Ehe ...

— Damit nehmen unſere Damen es nicht ſo genau. Als Frau erlauben ſie ſich mehr, wie als Mädchen.

— Sie haben Recht, ich werde ihn heirathen.

Am andern Morgen kam der Nabob.

— Was hat der Wiſchnu meiner Wonnen über mich zu beſchließen geruht?

— Ich will Sie heirathen, alter Herr, jedoch nur unter folgenden Bedingungen.

— Sprich, Perle der Perlen.

— Ich verlaſſe das Theater und etablire eine Putzhandlung.

— Eine Putzhandlung, wozu das?

— Um Unterhaltung, Zerſtreuung zu haben. Ferner geſtatten Sie mir, daß ich, wie bisher, meine Freunde empfangen darf ...

— Zoloë! ſeufzte der verliebte Kauz.

— Sie wollen nicht ... eh bien, ſo geht unſere Heirath zurück.

— Die Putzhandlung wollte ich mir gern gefallen laſſen, aber die Freunde ...

— Entſchließen Sie ſich.

— Nun, wenn's nicht anders ſein kann, ſo will ich auch dieſe Bedingung annehmen. Aber wann iſt die Hochzeit?

— Noch heute, wenn Sie wollen.

— Je eher, je lieber, rief der vor Wonne zerfließende Nabob. Unten harrt mein Wagen. Wirf Dich in Deinen Staat, holde Braut, und folge mir ſogleich auf die Mairie.

Drei Stunden ſpäter wurde der Nabob und die ci-devant Bajadere auf der Mairie des zwölften Arrondiſſements in Gegenwart dreier Freunde der jungen Braut getraut.

Von dort fuhren ſie in die Kirche.

Der Prieſter ſegnete den Bund und ſprach:

— Conjungo vos!

Und damit war die Sache abgemacht.

III.

Kurz darauf etablirte ſich in der Rue Richelieu ein neues Modemagazin, das nach langen Debatten,

zwiſchen Zoloë und ihrem Gatten gepflogen, eine Coeur-Zehne — unter dieſem Namen war die ſchöne Figurantin ja in ganz Paris bekannt — zum Aushängeſchild erhielt.

Das barocke Schild machte viel Aufſehen. In allen Salons, in allen Journalen ſprach man von der Putzhandlung zur Coeur-Zehne. Jede Dame wollte den verrückten Nabob, jeder Elegant die ſchöne Bajadere kennen lernen, deren Heirath ein pikantes Stadtgeſpräch geworden war.

Zoloë, deren Putzhandlung dadurch ſchnell en vogue kam, machte glänzende Geſchäfte. Die junge Frau des Nabobs wurde die Geſetzgeberin der täglich wechſelnden Moden; ihr Geſchmack der Code de mode, die Richtſchnur der feinen vornehmen Welt; Modeartikel, die nicht aus der Officin der Coeur-Zehne hervorgegangen, waren rococo. Zu jeder Stunde des Tages war der Laden gedrängt voll von Stutzern und Modepüppchen, die, theils durch Neugier, theils durch ein neues Bedürfniß ihrer Toilette herangelockt, nie einig wurden, was ſie mehr bewundern ſollten: die Reize der prachtvollen Shawls, die koſtbaren Roben, die ſchönen Barets, die hier zur Schau ausgeſtellt waren.

Jeder Tag brachte ihr neue Kunden, neue Anbeter, neue Aufträge. Zoloé hatte ſo viel zu thun, daß ſie 30 Gehülfinnen brauchte, um allen Beſtellungen zu genügen.

Doch mitten im Trubel der Geſchäfte vergaß ſie ihre alten Freunde nicht. Wenn ſie den Beſuch eines ihrer Anbeter empfing, zog ſie ſich mit ihm in die Räume ihres Boudoirs zurück. Der arme Nabob mußte während dieſer Zeit im Laden die Rolle des erſten Commis übernehmen. — Wohl mehr als einmal wagte ſeine Eiferſucht, gegen dieſe Beſuche höflich zu proteſtiren; die Ex-Figurantin aber ſchien von ſeinen Bitten und Ermahnungen keine Notiz zu nehmen: ſie that, was ihr gefiel, und bald wußte jedes Kind, daß der Herr Nabob unter dem Pantoffel der Coeur-Zehne ſtand.

— Sie müſſen ſich das nicht gefallen laſſen, rieth ihm eines Tages ein proceßhungriger Advocat. Der Paragraph 213 des Code civil ſagt: Le mari doit protection à sa femme, la femme obéissance à son mari, das heißt mit andern Worten: Der Mann darf befehlen, die Frau muß gehorchen.

— Und wenn ſie das nicht will?

— Dann muß der Mann ſie dazu zwingen.

— Zolce iſt ein Engel, aber eigenſinnig wie der Teufel; ſie läßt ſich zu nichts, zu gar nichts zwingen. Wie oft habe ich ſie, mit Thränen in den Augen, gebeten, nie ohne mich auszufahren; ſie thut es dennoch nnd nimmt, gleichſam mir zum Trotz, die Begleitung des zudringlichen Huſaren-Officiers an, der nicht von ihrer Seite weicht. Das iſt ein naſeweiſer Patron, der mir in der Seele zuwider iſt; wenn er mich anſieht, lacht er ...

— Sie thun mir leid, ſeufzte der Advocat und zuckte ſpöttiſch die Achſeln. Wäre ſie meine Frau, dann wüßte ich wohl was ich thäte.

— Was thäten Sie?

— Ich verwieſe ſie auf Paragraph 229 des Code civil, der alſo lautet: Le mari pourra demander le divorce pour cause d'adultère de sa femme.

— Adultère, divorce! Herr, wie können Sie ſich unterſtehen, mir ſo etwas in's Geſicht zu ſagen. Meine Frau iſt ein Ausbund von Treue, und nicht um Alles in der Welt möchte ich von ihr geſchieden ſein. Zolce iſt noch immer wie damals, als

ich ihr nach Europa gefolgt, der Wiſchnu meiner Wonnen, der Wiſchnu meiner Qual!

— Herr Nabob, Sie ſind verrückt, ſprach der Advokat und ging zornig ſeiner Wege.

Der arme Nabob, der jeden Abend, wenn ſeine Gattin mit dem Colonel in's Theater fuhr, allein zu Hauſe bleiben mußte, wußte nie, womit er ſich die Zeit vertreiben ſollte: er ſetzte ſich dann gewöhnlich auf's Sopha, rauchte ſeine Pfeife, ſchlürfte ſeinen Thee, ſchaute in's Licht und fing zu gähnen und zu ſeufzen an: dann und wann ſtellte er auch aſchgraue Betrachtungen über die Freuden der Ehe, über die Treue der Frauen und über die Schwäche der Männer an. Das Facit dieſer ernſten Betrachtungen nahm er ſich täglich mehr und mehr zu Herzen und als Zoloë ihn acht Monate nach der Hochzeit mit einem Knaben überraſchte, da fing er ſich zu grämen und abzuhärmen an und verfiel endlich aus Gram in eine ſtarr hinbrütende Melancholie, die ſtündlich einen ernſteren Character annahm und mit einem hitzigen Fieber endigte, dem er am 9. Tage der Krankheit erliegen mußte. Le pauvre homme, rief der lachende Huſaren-Officier!

Zoloe ließ ihren Gatten mit großem Pomp beerdigen. Sie hüllte ſich in tiefe Trauer und — dankte dem Himmel, daß er den alten Herrn endlich zu ſich genommen.

IV.

(Auszug aus den Pariſer Zeitungen.)

Auf dem Père Lachaise befindet ſich ein Leichenſtein mit folgender Inſchrift:

„Hier ruht Mr. N. N. der Zärtlichſte der Gatten, der Beſte der Väter. Seine troſtloſe Witwe ſetzt ihre rühmlich bekannte Putzhandlung in der Rue Richelieu No. 10 fort.

Wahre Gattentrauer iſt nicht mehr Mode.

Carcan-Bube.

Jerome iſt der Liebling aller Frauen. Sie ſind total vernarrt in ihn. Und warum? Iſt er ſchön? Nein. Iſt er reich? Gott bewahre. Iſt er berühmt oder berüchtigt? Das Eine eben ſo wenig als das Andere. Mein Gott, frägſt Du, was iſt er denn? So höre:

Jerome iſt die perſonificirte Malice. Jeder Blick, jede Miene, jedes Wort, jeder Ton iſt eine kannibaliſche Malice. In Gegenwart ſchöner Frauen und reizender Mädchen ſpielt er den Gleichgültigen, der für die weiblichen Reize gänzlich abgeſtumpft iſt. Wie Don Ceſar, in Moreto's claſſiſchem Luſtſpiele, affectirt er eine Kälte, durch die das ſchöne Geſchlecht in Gluth und Flammen geräth.

Wer es, wie er, in der Verſtellungskunſt einmal ſo weit gebracht hat, daß er die Frauen mesquin und ihre Reize en bagatelle behandeln kann,

der wird eher, als er es glaubt, auf ſie Eindruck machen.

Jerome iſt ein Muſter von einem Mann. Stellten ſich alle Männer ſo gleichgültig, kalt und froſtig, wie Jerome, beſäßen alle Männer ſo viel Malice als er, die halbe Frauenwelt käme in's Narrenhaus.

Jerome, dieſes verkörperte Facſimile kalter Malice und maliciöſer Kälte, ſaß auf ſeinem Sopha und verſchluckte, in ſüßem Nichtsthun verſunken, den duftigen Rauch ſeiner Havannah, da trat der Briefträger ein, der ihm ein Billet von der Stadtpoſt brachte.

Ein Billet ... roſenfarbenes Papier ... Goldſchnitt ... Lavendel-Geruch ... gewiß wieder ein Liebesbrief, ſagte Jerome zu ſich ſelbſt und warf es, ohne es aufzubrechen, auf den kleinen Tiſch hin, worauf ſeine ſilbernen Toiletten-Geräthſchaften plaeirt ſind.

Jerome erhält täglich ſo viel Billet-doux, daß er keinen Werth mehr auf ſie legt.

Und das Briefchen läge vielleicht noch heute unerbrochen auf ſeinem Toilett-Tiſchchen, hätte ihn nicht bald darauf einer ſeiner Freunde, Adolf v. R. be-

ſucht, der, ſehr neugieriger Natur, den ganzen Knäuel ſeiner Unterredungskunſt entwickelte, um Jerome zum Eröffnen des Billet-doux zu bewegen.

— Wie kann man nur ſo neugierig ſein! Ich laſſe derlei Liebesbriefe oft Wochenlang unerbrochen ... ſchon Manchen habe ich ungeleſen in's Feuer geworfen, ſchon Viele ungeleſen zu einem Fidibus gemacht, womit ich mir die Cigarren angezündet.

— Jerome, was biſt Du für ein glücklicher Menſch! Wenn unſer Einer, der doch auch eine tüchtige Quantität Liebenswürdigkeit beſitzt, alle Jahr einmal ein Billet-doux erhält, ſo kann er vor Freude kaum zu ſich kommen. Dir, Dir iſt ſo etwas ganz gleichgültig.

— Mehr noch als gleichgültig. Ich bekomme manchmal ſolcher Wiſche ſo viele, daß ich nur die Hälfte leſen und berückſichtigen kann.

— Das Schickſal iſt doch ſehr parteiiſch! Warum ſchenkt es mir nicht ebenfalls ſolche Freuden? Ein nettes Briefchen ... und wie ſchön es riecht ... wer weiß, welcher Buſen es beherbergt hat.

— Buſen iſt Buſen. Ob es bei der oder bei jener logirt hat, das gilt mir gleich.

— Die Handſchrift kommt mir bekannt vor, Jerome, darf ich das Brieflein erbrechen?

— Wenn es Dir Vergnügen gewährt ... nur zu.

Das kleine Siegel löſen und den Inhalt leſen, das war das Werk eines einzigen Nu.

— Darf ich's wohl auch wiſſen, lieber Adolf, was mir die Dame geſchrieben? Lies doch laut, wenn ich bitten darf.

Und Adolf las das Briefchen vor.

„Eine Dame wünſcht Sie kennen zu lernen. Sie können Sie morgen auf dem Maskenball finden. Damit Sie ſich nicht irren, folgende Wahrzeichen: Schwarzes Sammetkleid ... Blondenſpitzen ... Silbergürtel ... rothſammtenes Baret mit Reiherfedern ... Korallen im ſchwarzen Haar ... und eine weiße Schleife an dem linken Oberarm. Die Dame, die in ſechs Tagen auf ihre Güter reiſ't, erwartet Sie. Geben Sie ihr ſich auf dem Ball als „Carreau-Bube," zu erkennen."

— Nun, Freund Jerome, was ſagſt Du dazu?

— Was ſoll ich dazu ſagen. Während des Carnevals erhalte ich ſo viel Stelldichein, daß ich mich manchmal verfünffachen müßte, wollte ich jeder

Einladung, die ich von Liebeſeufzenden Frauen erhalte, Folge leiſten. Himmel, gäb's nur keine Maskenbälle ... die bringen mich noch um.

— Wirſt Du Dich morgen Abend einſtellen?

— Nein, Theuerſter, das geht nicht.

— Und warum nicht?

— Ich bin ſchon verſagt. Um acht Uhr hab' ich ein Rendezvous in den Bains chinois, um neun Uhr im Theater der Porte St. Martin, um 10 Uhr in der Chaumière, um zwölf Uhr bei Frascati Sacredié! Ich bin ein Schlachtopfer meiner eigenen Liebenswürdigkeit ... Weißt Du was, ſei mein Subſtitut, geh Du auf den Ball ...

— Ich? was mutheſt Du mir zu? Du weißt, daß ich kein Freund von Abenteuern bin.

— Na, na, ſchweig' nur. Stille Waſſer ſind tief ... Du biſt ein Duckmäuſer ... ich kenne Dich ...

— Ich würde mir die bitterſten Vorwürfe machen, gelänge es mir, Dir eine Dame abſpenſtig zu machen.

— Sei unbeſorgt, Du biſt mir nicht gefährlich. Geh hin auf den Ball, ich erlaube es Dir ... die Gelegenheit iſt günſtig ... benutze ſie ... Du ſiehſt,

daß ich nicht neidiſch bin und auch Andern eine Freude gönne ... Geh hin, ſag ich Dir ...

— Nicht um Alles in der Welt.

— Thu' was Du willſt.

Adolf las noch einmal das Billet-doux und ſchwieg. Bald darauf entfernte er ſich. Jerome hatte Recht ... Adolf iſt ein Scheinheiliger ... ein Duckmäuſer ... ein Baſil. Kaum war er allein, als er den Beſchluß faßte, an Jeromes Statt das Rendezvous mit der ſchwarzen Maske zu beſtehen. Die Wahrzeichen, woran er ſie erkennen ſollte, hatte er ſich gemerkt, genau gemerkt ... das ſchwarze Kleid ... der ſilberne Gürtel ... das rothe Baret ... die weiße Schleife am linken Oberarm ... das war hinreichend ſie aus der Fluth der übrigen Masken herauszufinden.

Eilig beſtellte er ſich ein neues Ball-Coſtüm. Bon! Er wollte Jerome keine Schande bringen. Wer weiß, ſagte er zu ſich ſelbſt, ob Du der ſchönen Maske nicht noch angenehmer ſein wirſt, als der malicióſe Jerome ... Du biſt galant, ſentimental, ſuchſt im Schwärmen Deines Gleichen, biſt ein Meiſter im Kokettiren, ſeufzeſt comme il faut ... gewiß, ſie wird mit Dir zufrieden ſein.

Und Abend um acht Uhr fuhr er, eingehüllt in einem himmelblauen mit Blondenſpitzen beſetzten Domino, auf den Maskenball.

Sein glühendes Auge galoppirte wie ein Blitz durch das dichte Maskengedränge, um die zu finden, die er ſuchte. Aber vergebens! ſchwarze Masken ſah er genug; aber Einer fehlte das rothe Baret, der Andern der Silbergürtel, der Dritten die weiße Schleife. Es war erſt Zehn. Vielleicht kommt ſie noch. Aus Langerweile miſchte er ſich in den bunten Reigen der Tänzer ... die lebendigen Rythmen, die ohrſchmeichelnden Wonnemelodieen der Muſik flößten ihm Appetit zu dem ſo eben beginnenden Cotillon ein.

Er engagirte eine als ſchottiſche Bäuerin verkleidete Dame und ſtellte ſich mit ihr in Reihe und Glied. Noch immer ſuchte ſein Auge die bewußte Maske ... er fand ſie nicht. Vermuthlich hat ſich Jemand mit Jerome einen Spaß gemacht ... vielleicht hat er ſich ſelbſt das Billet-doux geſchrieben und mir nur deshalb weiß gemacht, daß es von einer Dame komme, um mich zu myſtificiren, hinter's Licht zu führen, in den April zu ſchicken. Je-

rome iſt ein maliciöſer Strick ... ihm ſieht das ganz ähnlich ...

Plötzlich fällt ſein Blick auf eine herumirrende Maske, die eben in Begleitung eines niedlichen Kindes, in den Saal eintrat. Das iſt ſie, rief er aus, ließ ſeine Dame im Stich und eilte zu der Unbekannten hin.

Anfangs ſchlich Adolf, etwas blöde und ſchüchtern, um die ſüße Maske, wie eine Fliege um den Honig herum. Endlich raffte er ſeinen ſämmtlichen Muth zuſammen und tupfte mit ſeinem Handſchuh ganz leiſe auf ihren blendend weißen Nacken.

— Schöne Maske!!

— Wer ſind Sie?

— Jerome ...

— Was für ein Jerome?

— Der erwartete Careau-Bube.

— Sind Sie es wirklich?

— Wie können Sie noch zweifeln.

— So folgen Sie mir ...

Sie winkte ihm mit dem Finger. Adolf folgte ihr. Im Vorſaale harrte ihr Diener. Nachdem er ihr den Mantel umgeworfen, eilt er die Treppe hinab. Auf ſeinen Wink rollte die Caleſche der

Unbekannten herbei. Die Maske, ihre kleine Begleiterin und Adolf, der Pseudo-Careau-Bube stiegen ein.

Ein einziger Peitschenhieb war hinreichend, die Pferde zu beflügeln. Mit unglaublicher Schnelligkeit rollte der Wagen durch die schweigenden Straßen. In der Rue Dominique machte er vor dem Gitterthor eines großen Hotels Halt.

Die Maske, die sich während des Fahrens gegen Adolf äußerst freundlich bewiesen, reichte ihm, als auch er ausgestiegen war, die Hand und bat ihn, sie durch den Vorhof, in eines ihrer abgelegenen Zimmer zu begleiten.

Daß er nicht Nein sagte, versteht sich von selbst. Die drei Masken erstiegen eine Treppe, die durch Gas erleuchtet war. An der Thür angekommen, zog sie die Klingel. Ein gallonirter Diener öffnete den Eingang.

Die Maske führte unsern Adolf durch eine Reihe von Zimmern in ein Appartement, an dessen Wänden verschiedenartige Waffengeräthe, Pistolen, Gewehre, Hirschfänger, Säbel und mehr dergleichen hingen. Auf der Marmorplatte eines kleinen Tisches brannte eine Argandi'sche Lampe.

— Endlich ſind wir am Ziele, theuerſter Jerome. Ich eile in mein Schlafgemach, um mein Kind zur Ruh zu bringen. In zwei Minuten bin ich wieder bei Ihnen.

Sie drückte ihm zärtlich die Hand und ging mit ihrer kleinen Begleiterin durch eine Seitenthür ab.

Bald darauf kam aus derſelben Thür ein junger Mann heraus, deſſen Schnurrbart, deſſen ganze Haltung ſeinen militairiſchen Stand verrieth.

— Guten Abend, mein Herr.

— Guten Abend, antwortete der überraſchte Adolf mit zitternder Stimme.

— Ich habe die Ehre Herrn Jerome von L. vor mir zu ſehen?

— Mein Name iſt Jerome.

— Es freut mich, daß ich Sie in meinen vier Mauern habe. Sie werden die Güte haben, ſich mit mir zu ſchlagen.

— Sie belieben wohl nur zu ſcherzen, mein Herr. ...

— Keineswegs. Was ich Ihnen geſagt, iſt mein vollkommener Ernſt. Schon dreimal habe ich Sie gefordert, doch nie ſind Sie erſchienen. Verzeihen Sie daher, daß ich zu einer kleinen Liſt meine

Zuflucht genommen, um Sie zu obengenanntem Zwecke in mein Haus zu locken.

— Ich ſollte mich mit Ihnen ſchlagen, und weshalb?

— Sie haben nämlich auf dem Balle des Staatsrathes B. das Fräulein Seraphine v. P., meine Couſine, beleidigt.

— Ich?

— Ja, Sie mein Herr Jerome.

Entſchuldigen Sie, mein Herr, ich bin nicht der, den Sie in mir ſuchen.

— Keine Ausreden, ſoll ich Sie nicht für eine feige Memme halten.

— Halten Sie mich, wofür Sie wollen, nur nicht für Herrn Jerome. Erlauben Sie, daß ich mich demaskiren darf, um Ihnen die Ueberzeugung zu verſchaffen, daß ich nicht Der bin, für den Sie mich halten ...

Adolf nahm ſeine Larve ab.

— Ich kenne Sie nicht perſönlich, ſondern nur dem Namen nach, laſſe es mir aber durchaus nicht abſtreiten, daß Sie der Mann ſind, der meine Couſine beleidigt hat. Als ich Sie fragte, ob ich Herrn Jerome vor mir ſähe, ſagten Sie da nicht „Ja"?!

— Das iſt allerdings wahr, allein ...

Keine Ausflüchte mein Herr, Sie ſind Herr Jerome, läugnen Sie es nicht.

— Sie irren ſich, mein Herr, ich heiße Adolf v. R. und kenne Ihre Couſine eben ſo wenig, als Sie.

— Herr, Sie lügen. Wären Sie nicht Herr Jerome, wie kämen Sie dann zu dem Brief, der Sie zu dem Rendezvous geladen?

— Hören Sie mich an ...

— Ich will nichts hören. Schweigen Sie. Halten Sie mich für einen läppiſchen Knaben, dem Sie ein albernes Mährchen aufheften können? Sogleich will ich Ihnen beweiſen, daß Sie es mit einem Mann von Ehre, mit einem Officier zu thun haben, der die Beleidigung, die Sie ſeiner Couſine zugefügt, zu rächen weiß. Schlagen Sie ſich auf Piſtolen oder Degen? die Wahl der Waffen überlaſſe ich Ihnen.

— Ich ſchlage mich weder auf Piſtolen noch auf Degen, ich ſchlage mich überhaupt gar nicht, das Duelliren iſt wider meine Grundſätze.

— Das ſind ſaubere Grundſätze! Wer den Muth hat Jemand zu beleidigen, muß auch die Cou-

rage haben, dem Beleidigten die verlangte Satisfaction zu geben.

— Ich habe Niemanden beleidigt. Fordern Sie meinetwegen Herrn Jerome, aber nicht mich.

— Feige Memme! Sie wollen ſich alſo nicht ſchlagen?

— Durchaus nicht.

— Gut, das macht nichts, ich war darauf gefaßt ...

Der Militair klaſchte dreimal in die Hände. Bald darauf ſtürzten fünf Diener herein, die ſich mit ſpaniſchen Röhrchen bewaffnet hatten.

— Da ſich Herr Jerome, die feige Memme, geweigert hat, ſich mit mir zu ſchlagen, ſo überlaſſe ich ihn Eurer Züchtigung. Herr Jerome erhält, ohne Gnade und Barmherzigkeit, fünfundzwanzig Prügel, deren richtigen Empfang er Euch ſchriftlich beſcheinigen wird. Weigert er ſich, dieſe Prügel zu quittiren, ſo erhält er neuerdings fünfundzwanzig, bis auf weitere Ordre. Wer ſeiner ſchont, iſt ſofort ſeines Dienſtes entlaſſen. Wie König Philipp ruf' ich aus:

„Ich habe das Meinige gethan, Großinquiſitor! Thut nun das Eure.“

Er wünſchte dem vermeintlichen Herrn Jerome eine gute Nacht und empfahl ſich raſch.

Die fünf Diener, eine wahre Quinteſſenz von frohlockender Schadenfreude, legten den armen Adolf über eine Bank, die für ihn ſchon in Bereitſchaft ſtand. Adolf wollte um Hilfe rufen ... eine dieſer fünf Livree-Furien hielt ihm den Mund zu. Adolf wollte ſich wehren ... umſonſt ... Viele Hunde ſind des Haſen Tod.

Die dünnen Ballhoſen, die ſich ſo feſt an ſeinen Körper ſchmiegten, begünſtigten das kühne Unternehmen. Die Diener thaten ihre Pflicht und ſchwangen über den Pſeudo-Careau-Buben ſo kräftig die Geißel ihrer ſpaniſchen Röhrchen, daß jeder Hieb, der mit gewaltiger Wucht auf den Delinquenten herniederfiel, ihm einen Schrei des furchtbarſten Schmerzes entriß und beim Abſchied eine dicke Schwiele zurückließ, die er als Argumentum ad hominem gewiß in's Jenſeits hinübernehmen wird.

Nach Empfang der fünfundzwanzig Prügel mußte er den verlangten Schein ausſtellen. Adolf weigerte ſich. Die Diener drohten mit einer neuen Auflage der fünfundzwanzig, und Adolf, feig wie ein Haaſe, willigte ein.

Ein Diener brachte einen Bogen Stempelpapier, Feder und Dinte und dictirte dem Delinquenten folgenden Schein:

Quittung

über fünfundzwanzig Prügel, welche ich heute Nacht eilf Uhr von den fünf Dienern des Hrn. Obriſt v. Z., als Strafe für die Beleidigung, die ich auf dem Balle des Staatsrathes B. ſeiner Couſine, dem Fräulein Seraphine von P. zugefügt, dankbar empfangen habe.

Paris, am 4. Februar 183.

Jerome v. L...

Nachdem er dieſe Quittung geſchrieben, wurde er ſehr höflich entlaſſen. Einer der Diener leuchtete ihm die Treppe hinunter und wünſchte ihm, „von Herzen eine gute Beſſerung.“

Unter unnennbaren Schmerzen hielt Adolf, unten im Vorhof des Hotels, folgenden tragikomiſchen Monolog:

— O Schickſal, Schickſal, warum haſt Du mir dieſes gethan?! Da, wo ich das Paradies zu finden hoffte, fand ich das Fegefeuer. Statt der Hourk's erwarteten mich ſpaniſche Röhre. Und

deshalb, betrogener Adolf, haſt Du Dir ſo viel Auslagen gemacht ... deshalb Dir einen neuen Ballanzug beſtellt, der 300 Franks koſtet? Schickſal, das war ſchmutzig von Dir. Mir geſchieht aber Recht ... warum miſch' ich mich in die fremden Liebeshändel?! ... fünfundzwanzig Prügel für nichts und wieder nichts. Dieſe ſchadenfrohen Livree-Furien haben dergeſtalt zugehauen, daß mein ganzer Körper ein Stammbuch blutiger Schwielen iſt; an dieſe Nacht werde ich denken, ſo lange ich lebe ... und dieſe Malice von einem Officier! Läßt der Kerl ſich eine Quittung über ausgetheilte Prügel geben! Nein, ſo was iſt mir in meinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen! ... hätt' ich mich geweigert, die Strafe zu quittiren, was wäre dabei herausgekommen? ich hätte neue fünfundzwanzig bekommen ... Der Teufel kann das aushalten. Zum Glück brauchte ich nicht meinen Namen zu unterſchreiben. Ich habe nur die Prügel, aber Jerome hat die Schande, denn ſein Name ſteht ja unter der Quittung.

Adolf hatte jetzt das Gitterthor erreicht. Er öffnete es, ging hinaus und war auch noch nicht fünf Schritte vom Hotel entfernt, als der Zufall ihm Herrn Jerome entgegenführte.

— Adolf, bist Du es?

— Ja wohl, Jerome.

— Was Teufel, noch so spät außer dem Hause? woher kommst Du?

Adolf unterdrückte seinen Schmerz und zwang sich zum Lachen.

— Du lachst? Sprich, wo warst Du?

— Ich war — ... rathe wo?

— Vielleicht auf dem Maskenball?

— Errathen, Jerome.

— Das dacht' ich mir doch gleich. Nun, trafst Du sie?

— Allerdings.

— Und hast Du ihr gefallen?

— Wie kannst Du nur daran zweifeln! ... Sie hat mich mit nach Hause geführt.

— Nun sage mir aber aufrichtig, ist sie schön?

Was schön? Hebe, Venus und wie all die Göttinnen noch heißen mögen, sind Megären gegen diesen Engel. So was Reizend-Schönes habe ich in meinem ganzen Leben nicht gesehen. Denke Dir ein Weib von circa 22 Jahren, mit einem großen blauen Auge, einem kleinen küßlichen Rosenmunde, goldblondem Haar und einem Teint, der eine Mo-

ſalk von Schnee und Carmin iſt ... Denke Dir dabei den reizendſten Wuchs, den üppigſten Buſen, die ſchönſte Hand, den kleinſten Fuß, dann haſt Du den tauſendſten Theil von jenen Reizen, in deren Blüthenduft ich wie eine Biene in Honigkelchen geſchwelgt habe ... Denke Dir ferner ...

— Halt ein, ich weiß ſchon genug. Aber wer iſt ſie?

— Wer ſie iſt? das werde ich erſt morgen erfahren, ſie wollte mir durchaus nicht ihren Namen ſagen.

— Wo wohnt ſie?

— Zehn Schritt von hier ... dort in jenem großen Hotel.

— Warſt Du lange bei ihr?

— Bis jetzt. Ich ſage Dir, Freundchen, ich habe mich göttlich amüſirt.

— Fragte ſie nach mir?

— Ei freilich.

— Und was ſagteſt Du ihr?

— Ein Fieber hätte Dich abgehalten zu erſcheinen ... Du ließeſt ſie durch mich tauſendmal um Entſchuldigung bitten.

— Das war ſehr vernünftig von Dir ... ſagte ſie ſonſt nichts?

— O ja, beim Weggehen gab ſie mir den Auftrag, Dir zu ſagen, daß Du ſie ſobald wie möglich beſuchen möchteſt. Sie hätte, ſagte ſie, Dir etwas Wichtiges mitzutheilen, das für Dich von großem Nutzen ſein könnte. Du ſollteſt ſie nur dreiſt beſuchen, ſagte ſie, ihr Gemahl ſei verreiſ't, Du hätteſt gar nichts zu riskiren und brauchteſt Dich nur als Careau-Bube anmelden zu laſſen, um zu jeder Stunde des Tages vorgelaſſen zu werden.

— Adolf, ſagte ſie das wirklich?

— Hab ich Dich je belogen?

— Bis jetzt noch nicht. Wie wär's, wenn ich noch jetzt zu ihr hinginge?

— Man muß Metalle ſchmieden, ſo lang' ſie heiß und glühend ſind ...

— Ob ſie wohl noch wach ſein mag?

— Es kommt auf einen Verſuch an ... Was kann es ſchaden? ... Geh hin, es iſt ja noch nicht Mitternacht.

— Ob ich mich aber in der Nacht in einem wildfremden Hauſe zurecht finden werde?

— Ich will Dich begleiten, Jerome.

— Wirklich?

— Ja, aber nur bis zur Treppe.

— Das iſt genug, mehr verlang' ich nicht.

Hatte Jerome nicht vollkommen Recht, als er ſagte: Adolf ſei ein Duckmäuſer, ein Scheinheiliger? und dennoch traute er ihm!

Adolf führte ihn durch den geräumigen Vorhof bis an die Treppe.

— Wenn Du die Treppe hinaufkommſt, ſiehſt Du links eine Thür ... wenn Du klingelſt, wird Dir aufgemacht. Nun mache, daß Du hinaufkommſt. Ich warte hier, bis Du zurückkehreſt. Aber halte Dich nicht zu lange auf!

— Höchſtens ein halbes Stündchen, ſagte Jerome, und eilte die Treppe hinan.

An der bezeichneten Thür riß er mit ſolcher Vehemenz an der Klingel, als ob er hier zu Hauſe wäre. Ein Diener öffnete den Entree. Jerome wußte aus Erfahrung, daß man, um ſchnell [redacted] meldet zu werden, gegen Domeſtiquen ſehr grob ſein müſſe.

— Zu wem wollen Sie?

— Dumme Frage, zu Ihrer Herrſchaft.

— Jetzt, in der Nacht, zu dieſer Stunde?

— Wen geht das etwas an? Man melde mich.

— Ihr Name, mein Herr?

— Sagen Sie nur, der Careau-Bube wäre da.

— Wer wär' da?

— Sind Sie taub? Der Careau-Bube!!!

Der Diener ging kopfschüttelnd zu seiner Herrschaft hinein, um den späten Gast, den Careau-Buben anzumelden. Bald darauf kam er zurück.

— Ich habe Sie bereits gemeldet, belieben Sie nur einzutreten.

Jerome warf noch einen flüchtigen Blick in den Spiegel, der in dem erleuchteten Vorsaale hing, setzte sich schnell die Cravatte zurecht, die sich ein klein wenig verschoben hatte, regardirte den künstlichen Bau seiner gelockten Haare, die noch feucht von Macassaröl waren und klopfte dann mit dem Mittelfinger seiner rechten Hand an die angewiesene Thür an.

Eine weibliche Stimme rief: Entrez! Jerome öffnete die Thür und trat ein.

Aber denke Dir seine Verlegenheit, seinen Schreck, als er, statt der so reizend beschriebenen Frau einen grimmigen Mann im Zimmer fand.

— Was wünschen Sie, mein Herr?

— Ich? Was ich wünſche? Nichts ... gar nichts.

— Aber mein Gott, was führt Sie her zu mir? Wer ſind Sie? Was wollen Sie?

Ich heiße Jerome von L.

— Wie, Sie ſind Herr Jerome?

— Zu dienen. Eine Dame ... die ich nicht kenne ... hatte die Güte gehabt ... mich ... mich ...

— Zu einem Rendezvous einzuladen. Geniren Sie ſich nicht.

— Wie, Sie wiſſen es alſo, daß ...

— Ich weiß Alles, aber warum erſchienen Sie nicht?

— Aufrichtig geſagt, ich hatte keine Zeit.

— Und durch wen erfuhren Sie es, daß die Unbekannte, die Ihnen das Rendezvous gegeben, hier in meinem Hotel wohnt?

— Ich erfuhr das durch meinen Freund Adolf v. R., der mein Stellvertreter geweſen und mir zufällig, nicht weit von Ihrem Hotel begegnet iſt.

— Und was erzählte er Ihnen?

— Vermuthlich lauter Lügen.

— Zum Beiſpiel?

— Die Dame, die mir den Brief geſchrieben, ſei eine junge, reizendſchöne Frau, deren Gemahl verreiſ't ſei.

— Sagte er Ihnen ſonſt gar nichts?

— Noch weit mehr. Er erzählte mir, die ſchöne Frau habe ihm den Auftrag gegeben, mir zu ſagen, daß ich ſie ſobald als möglich beſuchen ſolle, ſie habe mir etwas Wichtiges mitzutheilen, das mir von großem Nutzen ſein könnte ...

— Ihr Freund iſt ein Lügner, der Sie hintergangen ... Bevor ich Ihnen mehr ſage, erlaube ich mir (damit kein Irrthum ſtattfinde) Sie zu fragen, ob Sie wirklich Herr Jerome v. L. ſind?

— Ich habe keine Urſache, das zu läugnen.

— Geſtatten Sie mir zuvor noch eine Frage. Kennen Sie Seraphine von P.?

Sehr genau, mein Herr; erſt neulich auf dem Ball des Staatsrathes B...

— Haben Sie Seraphinen beleidigt, ich weiß es, ſie iſt meine Couſine.

— Himmel, Sie ſind doch nicht etwa? ...

— Der Obriſt Z., der Sie ſchon drei Mal gefordert hat. Ja, ja, ſehen Sie mich nur an, ich

bin der Obriſt Z., mit dem Sie ſich auf der Stelle ſchlagen werden.

— Ich mich ſchlagen? um keinen Preis.

— Sie müſſen!

— Wer kann mich dazu zwingen? So viel ich weiß, habe ich Fräulein Seraphine nicht im Mindeſten gekränkt.

— Sie haben ſich in Gegenwart einer andern Dame, gegen ſie eines Wortes bedient, das ihr Ehrgefühl beleidigt hat.

— Ich habe ſie eine kleine Kokette genannt. Iſt das ſo was Böſes?

— Sie haben ſich, hinter ihrem Rücken, Aeußerungen über ſie erlaubt, die auf ihren unbefleckten Ruf einen ſchändlichen Verdacht geworfen; Sie haben die Frechheit gehabt, mit Gunſtbezeugungen zu prahlen, die Sie nie, nie erhalten haben. Durch dieſe kecken Lügen haben Sie die Ehre meiner Anverwandten ſo ſchwer gekränkt, ſo tief verletzt, daß ich, in Seraphinens Namen, von dem Mörder ihres guten Rufes, Genugthuung verlange. Hier ſind Degen, hier Piſtolen ... Wählen Sie!

— Erlauben Sie mir, Ihnen zu ſagen, daß ich heute durchaus nicht aufgelegt bin, mich mit

Ihnen herumzuſchlagen. Morgen, im Freien, ließe ich mir das noch eher gefallen, aber hier, bei Nacht ... in Ihrem Zimmer ... ohne Secundanten ... nein, damit bin ich durchaus nicht einverſtanden.

— Die beſten Secundanten im Duell ſind Muth und Ehrgefühl.

— Sie mögen Recht haben, ich duellire mich aber nie ohne Zeugen, und am allerwenigſten bei Nacht, in einem fremden Hauſe...

— Sie wollen alſo nicht?

— Nein, Herr Obriſt.

— Bon! rief ganz kaltblütig der Obriſt und griff nach der Schelle, die auf dem Acajou-Tiſche ſtand. Er klingelte. Jean, der Kammerdiener, trat ein.

— Germain, François, Joſeph und Antoine ſollen hereinkommen und in meiner Gegenwart das Manoeuvre von vorhin wiederholen.

Der Kammerdiener eilte zur Thür hinaus.

— Setzen Sie ſich unterdeſſen, ſagte der Obriſt zu Jerome, der vor Angſt gerade ſo da ſtand, als wäre er mit den Füßen an der Erde angewurzelt.

— Ich will lieber gehen, es iſt ſchon ſpät, antwortete Jerome.

— Gedulden Sie ſich nur noch einen Augenblick, Sie ſollen gleich expedirt werden.

Da traten die fünf Diener mit ihren ſpaniſchen Röhrchen ein.

— Ich befehle Euch, ſagte der Obriſt mit ernſter Miene, dieſen jungen Herrn für einen beſtaubten Rock anzuſehen, den Ihr ſofort ausklopfen ſollt. Damit Ihr aber in Eurem Feuer-Eifer nicht zu weit geht, ſo werde ich bei dieſer Operation zugegen bleiben und Euch ſagen, wenn Ihr aufhören ſollt. Iſt es nicht jetzt gefällig? ſagte er zu Jerome, indem er auf die Bank zeigte.

— Wie? was? Ich glaube wohl gar, Sie wollen mich durchprügeln laſſen.

— Nicht durchprügeln, nur ausklopfen.

— Herr Obriſt, ich werde mir das verbitten müſſen! Ein ſolcher Spaß könnte Ihnen theuer zu ſtehen kommen.

— Ich bedaure, daß Ihre Drohungen nichts fruchten werden. Sie erhalten fünfundzwanzig Prügel und ſollte ich auch deshalb auf die Feſtung kommen. Ich will Ihnen zeigen, daß es nicht rathſam iſt, die Ehre einer achtbaren Dame ſo mir nichts, Dir nichts zu verunglimpfen.

— Herr Obriſt, ich bitte Sie, um Gottes-willen ...

— Da Sie ſich nicht ſelbſt ſchlagen wollten, muß ich Sie von Andern ſchlagen laſſen.

Tröſten Sie ſich mit Ihrem wackern Freunde, dem Herrn Adolf, dem es nicht beſſer ergangen iſt.

— Wie, hat der auch Prügel bekommen?

— Fünfundzwanzig!

— Der Schuft hat ſie verdient!

— Das glaub' ich ſelbſt. Nun machen Sie aber auch keine Umſtände mehr, fügen Sie ſich in Ihr Loos und empfangen Sie den wohlverdienten Lohn.

— Herr Obriſt, ich ſchreie Feuer!

— Germain wird dafür ſorgen, daß es Niemand hört. Allons!

Antoine führte Herrn Jerome zum Schaffot, Germain ſtopfte Herrn Jerome den Mund zu, François hielt den Kopf, Joſeph die zappelnden Füße des Herrn Jerome und Jean, der Kammerdiener, that das Uebrige.

Nachdem das Urtheil des Obriſten an dem armen Sünder vollzogen war, entfernten ſich die Diener.

Der Obriſt zeigte dem geſchlagenen Mann Adolf's Quittung und ſprach:

Da Herr Adolf die fünfundzwanzig, die er erhalten, in Ihrem Namen quittirt hat, ſo würden Sie ſehr klug daran thun, die fünfundzwanzig, die Sie erhalten haben, in ſeinem Namen zu quittiren, damit der Eine dem Andern nichts vorzuwerfen habe.

Jerome erklärte ſich bereitwillig dazu und ſtellte nun folgenden Schein aus:

Quittung

über fünfundzwanzig Prügel, welche ich heute Nacht eilf Uhr von den fünf Dienern des Herrn Obriſt v. Z. als Strafe dafür, daß ich mich in fremde Angelegenheiten gemiſcht und meinen Freund Jerome in eine Falle gelockt, dankbar empfangen habe.

Paris, am 4. Februar 183.

Adolf v. R....

Tief gedemüthigt ſchlich Jerome nach Hauſe, unterweges den heimtückiſchen Freund verfluchend, der, in's Fäuſtchen lachend, ſich ſchon lange aus dem Staub gemacht hatte.

Am andern Morgen ſchrieb der Obriſt, der in

jeder Beziehung ein Ehrenmann ist, an beide Herren, an Jerome wie an Adolf folgendes Billet:

Mein Herr!

Sie werden sich erinnern, daß Sie gestern Abend fünfundzwanzig Prügel erhalten haben, über die Sie eine Quittung auszustellen die Güte hatten. Wäre ich rachsüchtig, so könnte ich von diesen Scheinen einen für Ihre Ehre nicht ganz vortheilhaften Gebrauch machen. Da ich aber keineswegs so indiscret, als manch' Anderer bin, da ich Sie vor den Augen der Welt nicht blamiren will, so sende ich Ihnen, wie Ihrem Freund, die Quittung zurück, mit dem Versprechen, daß das, was gestern Abend zwischen uns vorgefallen, für immer ein Geheimniß bleiben wird. Diesem Versprechen füge ich die Bitte hinzu, daß Sie das Geschehene, das sich nicht mehr ändern läßt, vergessen mögen. Verlangen Sie aber eine andere Satisfaction von mir, so sein Sie versichert, daß Ihre Forderung zu erfüllen jederzeit bereit ist

Ihr ergebener

Armand v. Z...
Obrist des 63. Linien-Regiments.

Dem Brief, welchen der Obriſt an Adolf ſchrieb, fügte er nachfolgendes Postscriptum bei:

Sie ſind zwar unſchuldig, aber genau betrachtet, doch ſehr ſtrafbar geweſen, denn 1) haben Sie ſich in Dinge gemiſcht, die Sie nichts angehen, 2) haben Sie Ihrem Freunde einen Streich geſpielt, der Ihrem Character durchaus nicht zur Ehre gereichen kann.

Der Obriſt legte in jeden Brief eine Quittung ein, verſiegelte ihn dann und ſchickte ihn durch einen ſeiner Diener an die Adreſſe ab.

Was thaten die Careau-Buben?

Sie ſchwiegen.

Piq'ue : Dame.

I.

Es giebt in Warſchau wenig öffentliche Orte, die zu jeder Stunde des Tages ſo beſucht ſind als das Belvedere. Jedermann kennt dies Caffeehaus, das ein Stelldichein der jungen, vornehmen Müſſiggänger iſt, die hier Billard, Boule, Domino, Trictrac, Ecarté und andere Spiele ſpielen, um die liebe, ſchöne Zeit, die für ſie keinen großen Werth hat, auf angenehme Weiſe todtzuſchlagen. Es iſt bekannt, daß man hier den allerbeſten Caffee und die allerfeinſten Cigarren bekommt; überdem ſind Wirth und Marqueure ſo flink und gegen jeden Gaſt ſo freundlich und zuvorkommend, daß ſich Jeder hier bald heimiſch fühlt. Aber mehr als dem Allen verdankt das Café Belvedere ſeinen Ruf und ſeine Frequenz einer jungen Franzöſin, die, hier drei Jahre als Dame du Comptoir fungirend, eine Lockſpeiſe war

die alle Stutzer Warschau's angezogen und durch den Talisman ihrer Reize sie dergestalt begeistert hatte, daß es bald zum guten Ton gehörte, in sie verliebt zu sein und ihr den Hof zu machen.

Cesarine war von der Locke bis zum Schuhbande eine pikante Pariserin, die, vertraut mit allen Künsten feiner Koketterie, eingeweiht in die Hieroglyphen schlauer Minauderie, ganz dazu geschaffen war, die Herzen der jungen Männerwelt in Allarm zu setzen und ihren Indifferentismus siegreich über den Haufen zu werfen. In ihrem Benehmen lag in der That so viel Einnehmendes, so viel Fesselndes, so viel Verführerisches, daß Jeder, den das wollüstige Leuchten ihres schwarzen Auges, das bedeutsame Lächeln ihres rosigen Mundes traf, sich auf Gnade oder Ungnade ihr ergeben mußte. Ganz Warschau nannte sie darum nicht anders als die Fee von Frankreich, die Zauberin von der Seine, die Grazie von Paris. Cesarine hatte in der That so viele Köpfe bezaubert, so viele Herzen behext, daß diese Epitheta ihr mit vollem Rechte gebührten.

Zu den Stammgästen des Café Belvedere gehörten sieben junge Leute, die verbunden durch gleiche Grundsätze, gleiche Ansichten, gleiche Neigungen,

einen kleinen Klubb bildeten, der Morgens zuſammen promenirte, Mittags zuſammen dinirte, und nach Tiſche im Belvedere ſeinen Caffee trank, ſeine parfümirten Cigarren rauchte und jeden Abend zwei Stunden vor Anfang des Theaters (wo man alle in einer Loge ſah) ſchwarze Dame ſpielte.

Das wichtigſte Blatt in dieſem Spiele iſt, wie ſchon der Name andeutet, die Pique-Dame. Derjenige der Spielenden, in deſſen Händen dieſe Karte, nachdem alle getauſcht und, je 2 und 2 weggeworfen worden, zurückbleibt, hat das Spiel gewonnen; wodurch es ſich vom ſchwarzen Peter unterſcheidet, wo derjenige, dem der Treffle-Bube übrig bleibt, das Spiel verloren hat. — Man wird bemerken, daß in beiden Spielen der Geiſt die kleinſte und die Geduld die größte Rolle ſpielen, und ſich deshalb wundern müſſen, daß ein Kreis von jungen Leuten, die in der That vielen Geiſt beſaßen, ſich die Zeit durch keine geiſtreichere Unterhaltung zu vertreiben wußte.

Der Tiſch, an dem dieſer kleine Klubb ſich allabendlich mit einem und demſelben Spiele amüſirte, wurde von den übrigen Gäſten der Tiſch der ſchwarzen Dame genannt; dieſer Tiſch, der unſern des

Buffets ſtand, an welchem Ceſarine, geſchmückt wie zum Ball, auf einem rothſammetnen, reich vergoldeten Fauteuil als Dame du Comptoir thronte, war ſo heilig, daß kein Fremder daran Platz nehmen durfte. — Jeder der 7 Spieler ſetzte jedesmal 5 Papierrubel ein. Wer dann am Ende die Pique-Dame behielt, hatte 30 Rubel gewonnen, die in eine gemeinſchaftliche Caſſe floſſen, womit ſie ihre gemeinſchaftlichen Vergnügungen beſtritten.

Der glücklichſte dieſes ſogenannten Pique-Damen-Klubbs war Julian Millowsky, der einzige Sohn eines der angeſehenſten Aerzte, ein junger Mann von 25 Jahren, der Philoſophie ſtudirte und einen großen Hang zum Myſticismus hatte. Julian gewann faſt jeden Abend ſeine 5 bis 6 Parthien; ſein Glück in dieſem Spiele war ſo anhaltend, ſo ausdauernd, daß die andern Gäſte, die ſich um die Tiſche gereihet, um dem Spiele zuzuſehen, unter einander ziemlich hohe Wetten entritten, daß Julian unter je 5 Spielen mindeſtens 3 gewinnen werde. Die Freunde neckten ihn und meinten, er habe eine cabbaliſtiſche Formel, durch die er mit dem Teufel ein Schutz- und Trutzbündniß, eine heilige Allianz, einen lebenslänglichen Contract geſchloſſen, laut wel-

chem der Teufel sich verbunden hatte, ihm in jedem Spiele die Gewinn-Karte in die Hand zu spielen. Im Ecarté schlug Julian fast jedesmal den König auf; im Pharo wußte er, welche Karte verlieren, welche Karte gewinnen werde. Andere schrieben dieses Glück einer Art von Somnambulismus oder Clairvoyance zu und nannten ihn deshalb den Hellseher. Fremde die ihn nicht näher kannten, hielten ihn für einen falschen Spieler, der sein Glück der Volte oder einem andern Hocus-Pocus zu danken hätte; aber sie thaten ihm Unrecht. Julian war der ehrlichste Spieler, den man sich denken kann.

Das entschiedenste Unglück, das anhaltendste Guignon, das merkwürdigste Pech (bekanntlich ein Lieblingsausdruck leidenschaftlicher Hazardspieler) hatte Thaddäus Kinsky, der Sohn eines der reichsten Woywoden Polens, ein junger Mann von 23 Jahren, der Jus und Cameralia studirte, um eine diplomatische Carriere zu machen. Sein Pech in diesem Spiele war fast zum Sprichwort geworden; von zehn Parthieen gewann er oft nicht Eine und dennoch spielte er kein Spiel so gern, als schwarze Dame, seinen Verlust konnte er um so leichter verschmerzen, da er der Reichste des Klubbs war.

Wer Glück im Spiel, hat Unglück in der Liebe. Das iſt eines jener Sprichwörter, die ſich wie ein Handſchuh oder Strumpf bequem umwenden laſſen und dennoch paſſen. Wer Glück in der Liebe, hat Unglück im Spiel. Beide Sprichwörter fanden in dieſem Klubb eine neue Beſtätigung ihrer poſitiven Wahrheit.

Julian und Thaddäus — Beide waren in die Fee von Frankreich, in die Zauberin von der Seine, in die Grazie von Paris, in die reizende Ceſarine in ſo hohem Grade verliebt, daß ſie um einen Blick ihres Auges, um ein Lächeln ihres Mundes, wie ehrgeizige Thoren um Orden oder Titel eines Potentaten buhlten. Thaddäus war glücklich, Julian war ſelig, wenn Ceſarine ſich herabließ beim Kommen oder Gehen den zärtlichen Druck ihrer Hand zu erwiedern. Auch die andern fünf Freunde, ebenfalls junge, vornehme Leute in dem nämlichen Alter, liebten die ſchöne Königin des Buffets, aber nur leicht und oberflächlich, wie man ein hübſches Pferd, ein ſchlankes Windſpiel oder einen gut dreſſirten Papagey liebt. Ceſarine aber liebte von dieſem Klubb nur Einen und dieſer Eine war — Thaddäus.

Julian war ein trübſinniger Schwärmer, ein matter Träumer, ein grübelnder, halb überſchnapp-

ter Metaphyſiker, Thaddäus hingegen ein kecker Etourdi, ein witziger Kopf, ein luſtiger Patron, ſtets aufgelegt zu luſtigen Streichen.

Julian flocht für die Schläfe ſeiner Göttin liebegirrende Canzonen, wolluſt-athmende Sonette; Thaddäus ſchenkte „dem lieben Kinde" täglich Bijouterieen und artige Nippes, womit ſie die Toilette ihres Boudoirs ſchmückte. Julian machte der Fee von Frankreich ſeufzend, Thaddäus der Grazie von Paris lachend den Hof. Julian hatte den Cornelius Agrippa von Nettesheim, Thaddäus den Wolfgang von Goethe geleſen und kannte den weiſen Spruch:

„Geh den Weibern zart entgegen,
Du gewinnſt ſie auf mein Wort,
Doch wer kühn iſt und verwegen,
Kommt fürwahr noch beſſer fort."

Ceſarine hatte Anfangs zwiſchen Beiden geſchwankt, bald aber hatte ſich die Wagſchaale ihrer Gunſt dem kecken Etourdi zugeneigt. Der arme Julian, der das Hirn verbrennende, Mark verſengende, Ruhe tödtende Gift der Eiferſucht bisher nur aus philoſophiſchen Abhandlungen und vom Hörenſagen gekannt, lernte jetzt die Wirkung dieſer phyſiſchen Aqua Toffana näher kennen. Er der ſonſt ſo feſt

wie ein Murmelthier geſchlafen, wälzte ſich jetzt die ganze Nacht ſchlaflos auf ſeinem Lager herum: wachend und träumend ſah er nichts Anders in der Welt, als ſeine Fee von Frankreich, wie ſie im Café Belvedere am Buffet durch den Liebreiz ihrer Züge, durch die Anmuth ihres Benehmens alle Herzen einnimmt. Thaddäus, der ihm früher ſo lieb und theuer war, wurde ihm täglich verhaßter. Wenn Ceſarine dem begünſtigten Nebenbuhler einen zärtlichen Blick zuwarf, hätte Julian ihn mit kaltem Blute erdolchen oder vergiften können. Wenn Ceſarine dem glücklichen Thaddäus ein freundliches, vertrauliches Wort zuflüſterte, knirſchte Julian mit den Zähnen, um ſeinen Schmerz zu verbeißen.

So vergingen Tage und Wochen. Thaddäus ſtieg immer höher, Julian ſank immer tiefer in dem Thermometer ihrer Gunſt und als ihre Liebe zu Thaddäus auf dem Siedpunkt ſtand, hätte ihre Gleichgültigkeit gegen Julian den Gefrierpunkt erreicht. — Ceſarine hatte den zukünftigen Diplomaten mit ihren Reizen dergeſtalt zu umgarnen gewußt, daß er, trotz des Verbotes ſeines Vaters, ſich mit ihr vermählen wollte.

Julian verzweifelte.

II.

Eines Abends als die sieben Freunde, wie gewöhnlich, schwarze Dame spielten, fragte Thaddäus den ihm gegenüber sitzenden Julian, warum er heute so tief betrübt aussehe?

— Was macht Dich so niedergeschlagen, Julian?

— Ich hatte in vergangener Nacht einen sonderbaren Traum.

— Erzähle, riefen alle weiter spielend.

— Gegen Mitternacht hörte ich plötzlich an meine Thür pochen. Es überlief mich eine schwarze Ahnung, ein kalter Schweiß, eine wahre Todesangst. Da pochte es zum zweiten Male — ich hüllte mich tiefer in's Bett, drückte mir die Ohren zu und hielt den Athem an — es pochte zum dritten Male. Unwillkührlich, mit angstringender Stimme rief ich: herein! Da schwebte eine schauerliche Gestalt hinein, sie pflanzte sich vor mein Bett und sprach mit tonloser Stimme:

— Du wirst mich kennen, ich bin die Pique-Dame.

— Dummer Schnack, riefen die Freunde und fingen unisono zu lachen an.

— Lacht nicht, Freunde, ſagte Julian. Es war kein Traum, keine Viſion ... ich ſah ſie mit wachenden Augen: ſie war ganz ſo gekleidet wie die Pique-Dame, die Dir im Spiele ſo günſtig iſt. Ein böſer Zauberer hat mich an Deine Ferſe gekettet.

— Aha, rief Thaddäus, darum gewinnſt Du uns auch jeden Abend unſer Geld ab. —

Wiſſe, ſagte die ſchwarze Dame, ich bringe Dir und Deinen Freunden Unglück. Nach Verlauf von zwei Monaten liegt Ihr alle Sieben und Ceſarine, die Du liebſt mit der ganzen Kraft Deiner Seele, mit der ganzen Gluth der erſten Liebe, im dunkeln Grabesſchooß.

Die Freunde wollten lachen, aber ein fieberhaftes Schauern durchrieſelte ihr Gebein, das Gelächter erſtarb auf ihren bleichgewordenen Lippen, mit dumpfem Schreck betrachtete Einer den Andern und Ceſarine, die vom Buffet herab, der Erzählung ſeines Traumes zugehört, ſank, von einer grabesfeuchten Ahnung angehaucht, mit einem Markdurchbohrenden Schrei in Ohnmacht.

Die Freunde, mit ſich ſelbſt zu ſehr beſchäftigt, gewahrten es nicht und horchten mit Staunen und Schrecken dem Ende ſeines Traumes zu.

— Ich erſcheine Dir heute zum erſten und letzten Male, ſprach die ſchwarze Dame, um Dir und Deinen Freunden den Tag und die Stunde Eures Todes voraus zu ſagen. Den Todes-Reigen beginnt — Thaddäus.

— Weh mir, rief Thaddäus, krampfhaft zuſammenfahrend.

— Ihm folgt Michael, Caſimir, Nicolaus, Adam und Alexis, nach ihm ſtirbt Ceſarine.

— Himmel, rief Thaddäus, der leichenblaß in Thränen ausbrach.

— Dir Julian, ſprach die ſchwarze Dame, bleibe ich am längſten treu ... Du wirſt Einen nach dem Andern in die Gruft ſenken ſehen und der Letzte ſein, der dieſen Reigen ſchließt. Jeder von Euch ſtirbt an einem Freitage zwiſchen 5 und 7 Uhr Abends, um dieſelbe Zeit, wo Ihr allabendlich ſchwarze Dame geſpielt. Sie ſprach's und war verſchwunden.

Der Schreck hatte das Spiel unterbrochen. Todes-Ahnung im Herzen, warfen alle die Karten zuſammen und erhoben ſich vom Tiſche, da gewahrte Thaddäus, daß Ceſarine ohnmächtig zuſammen geſunken war. Alle eilten ihr zur Hülfe ... fliegendes Salz und Aether brachten ſie nach Verlauf von einer

Viertelſtunde in's Leben zurück. Sie ſchlug abgemattet die Augen auf und wußte nicht, was mit ihr vorgegangen war und worüber ſie ſich ſo entſetzt hatte, daß ſie ihre Beſinnung verloren hatte.

Die Freunde gingen bald darauf auseinander, Keiner hatte Luſt, die neue Oper zu ſehen ... betrübt ſchlichen ſie in ihre Wohnung und ſahen ſich erſt am andern Morgen wieder.

Aber Alle waren in ſich gekehrt, ſtill und einſylbig, bang und niedergebeugt. Die Heiterkeit, die früher dieſen Kreis belebt, war plötzlich daraus entflohen, die jungen Leute waren, wie durch einen Zauberſchlag, plötzlich um 20 Jahre älter geworden, und Thaddäus, der Luſtigſte des Kreiſes, war jetzt der Betrübteſte, Julian hingegen, ſonſt der Trübſinnigſte des Klubbs, der Gefaßteſte von Allen.

— Der Menſch muß ſich fügen in den Willen des Schickſals, ſagte er zu Thaddäus, mir iſt das Leben eine Laſt ... ich ſterbe mit Freuden.

Sie aßen und tranken und ſpielten zuſammen, wie früher, aber keiner von ihnen konnte mehr froh und fröhlich ſein. Die bange Todes-Ahnung lag wie eine ſchwere Centnerlaſt auf ihren hoffnungsloſen Herzen; ſie fühlten das ſchnelle Herannahen

ihres Endes und zählten die wenigen Tage und Stunden, die ihnen ein finſteres Geſchick auf dieſer lichten, ſchönen Erde, die ihnen früher ſo weit und grau, ſo abgenutzt und langweilig ſchien, zu leben noch verſtattet hatte.

Da nahte der erſte Freitag heran. Gegen fünf Uhr Abends fühlte Thaddäus, der den ganzen Tag über ſich ganz wohl gefühlt, plötzlich im ganzen Körper einen brennenden Schmerz, der wie eine glühende Kohle ſeine Eingeweide verbrannte.

Die Freunde, die ihn den ganzen Tag nicht allein gelaſſen, hatten beim erſten Herannahen ſeines Schmerzes ärztliche Hülfe herbeigerufen. Doch als der Doctor kam, war Thaddäus ſchon verſchieden. Der Arzt glaubte, es habe ihn der Schlag gerührt.

Drei Tage ſpäter wurde Thaddäus von ſeinen Freunden, die paarweiſe ſeiner Leiche folgten, feierlich zur Erde beſtattet. Julian hielt an deſſen Grabe eine Rede, deren Grundgedanke Memento mori war.

Am nächſten Freitag ſtarb zu der nämlichen Stunde und auf dieſelbe Weiſe, ganz wie die ſchwarze Dame durch Julian es vorausgeſagt, Michael.

Seiner Leiche folgten nur noch fünf Freunde.

Am dritten Freitag verſchied Caſimir.

Am vierten: Nicolaus.

Am fünften: Adam.

Am ſechſten: Alexis.

Der Einzige, der dieſem folgen konnte, war Julian.

Der Schmerz hatte den Quell ſeiner Thränen verſiegt: ein bitteres Lächeln zog ſich um ſeine Lippen. Er warf eine Handvoll Erde auf dies ſechſte Grab und ſprach:

— Brüder, bald folge ich euch!

Und als der ſiebente Freitag heran genaht, da ſtarb zu derſelben Stunde und unter den nämlichen Schmerzen die Fee von Frankreich, die Zauberin von der Seine, die Grazie von Paris, die ſchöne Ceſarine. Julian ließ ſie auf demſelben Kirchhof, wo ſeine ſechs Freunde lagen, dicht neben dem Grabe ihres Thaddäus beerdigen.

Er warf eine Hand voll Erde auf ihr Grab und ſprach:

— Mögen wir uns droben wiederſehen!

Dann pflanzte er Blumen auf die ſieben Gräber, ſegnete ſie und ſprach:

„Ruhet in Frieden.“

Und als der achte Freitag herangenaht und als es Nacht geworden und Julian allein in ſeinem Zimmer war und die Wanduhr die fünfte Stunde ſchlug, nahm er eine geladene Piſtole, ſetzte ſie an den Mund und erſchoß ſich.

Vier Tage ſpäter wurde er, ſo war es ſein Wunſch, neben Ceſarine beerdigt, die nun zwiſchen Thaddäus und ihm den langen Schlaf ſchläft.

Die Fama ſagt, Julian habe aus Eiferſucht ſeine Freunde und Ceſarine, die er hoffnungslos geliebt, mit einer von ihm ſelbſt bereiteten Subſtanz, die er Einem nach dem Andern in Trank und Speiſe gemiſcht, vergiftet. Dieſes Gift muß aber ſehr ſubtil geweſen ſein, denn in Ceſarinens Leiche, die auf den Wunſch des Arztes geöffnet wurde, fand man keine Spur von Vergiftung.

* * *

Noch jetzt zeigt man im Café Belvedere die Stelle, wo die ſieben Freunde allabendlich ihr Spiel geſpielt. Sieben Stühle ſtehen leer, aber Niemand ſetzt ſich an den Tiſch der ſchwarzen Dame.

Treffle-König.

I.

Seit langer Zeit waren die Bäder von Barèges nicht ſo zahlreich beſucht, als im Juni des Jahres 1832. Die Fremdenliſte hatte mehr als 6000 Gäſte angezeigt, die aus allen Gegenden der Welt und namentlich aus dem angrenzenden Spanien herbeigeſtrömt waren, um hier an der warmen, hydroſulphuriſchen Quelle Heilung ihrer theils gichtiſchen, theils paralitiſchen Uebel zu finden.

Barèges, eines der ſchönſten Bäder Europa's, liegt in einem der reizendſten Thäler der Ober-Pyrenäen am Berge Tourmalat und erhebt ſich 3960 Fuß über den Meeresſpiegel. Seine Heilquellen, ſchon zu Zeiten der Römer bekannt, behaupten bis jetzt in der Rang-Ordnung der franzöſiſchen Bäder einen ehrenvollen Platz. In Frankreich und Spanien gehört es zum feinen Ton der haute volée, im Früh-

jahr einen Ausflug in die Pyrenäen zu machen, um in Barèges und in dem benachbarten Saint-Sauveur Schaafsmilch zu trinken, auf Eseln zu reiten und die frische Luft, die von der Pyrenäen-Kette herüberweht, con amore einzuathmen.

Unter dem Schwarm von Gästen, die im Sommer des Jahres 1832 hier verweilten, machte sich vor Allen ein spanischer Cavalier bemerkbar, der mit seiner jungen Gattin im Hôtel du Mont d'or, im ersten Gasthofe dieses Bade-Ortes, die ganze Bel-Etage bewohnte. In der Fremdenliste stand er als Marquis di Medina-Rosa aufgeführt; aber dessenungeachtet wußte Keiner in ganz Barèges, wer und was er war. Der größte Theil der Bade-Gäste hielt ihn für einen der vornehmsten Granden Spaniens, der vermuthlich, um unbekannt und ungenirt zu leben, sich nach der Gewohnheit großer Herren in die Maske des Incognito's gehüllt. Im ganzen Orte war man der Meinung, daß Medina-Rosa nur ein angenommener, geborgter Name sei, denn, so viel Allen bekannt war, gab es im ganzen Königreich Spanien keinen Edelmann dieses Namens. Der Marquis (ein schon ziemlich bejahrter Mann) hatte die reichste Equipage, die schönsten

andaluſiſchen Pferde und eine ſehr zahlreiche Dienerſchaft, deren goldſtrotzende Livree den Schluß ziehen ließ, daß der Marquis, der in jeder Beziehung den größten Aufwand machte, unermeßliche Reichthümer beſitzen müſſe. Der Marquis trug ſich, wie alle vornehmen Herren, ungemein einfach: um ſein weißes Halstuch wand ſich das Band des goldenen Vließes; auf der Bruſt ſeines ſchwarzen Leibrockes prangte der goldene Sporn und der Chriſtus-Orden. Faſt immer erſchien er auf den öffentlichen Promenaden an dem Arm ſeiner Gattin, die, weit jünger als er, durch das Bouquet ihrer blühenden Reize Aller Blicke auf ſich zog.

Die Marquiſe di Medina-Roſa, eine Dame, die höchſtens 19 Frühlinge zählte, war eine der ſchönſten und üppigſten Frauen Alt-Caſtilien's. Ihr Kopf glich denen jener liebreizenden Madonnen, die Velasquez und Murillo mit zauberiſchen Farben hingehaucht, die ihnen den ewig grünen Lorbeer der Unſterblichkeit geſichert. In den Augen der Donna lag der dunkelblaue Himmel ihres Vaterlandes, auf ihren Lippen der keuſche Purpur der erwachenden Roſe. Ihr dunkelſchwarzes Haar fiel in üppigen Locken auf den brunetten Sammet ihres göttlichen

Nacken herab. Ihre ganze Erſcheinung war in den Aether der Poeſie, in den Duft der Romantik eingehüllt; in der Bewegung ihrer geſchmeidigen Formen lag ein Calderoniſcher Rhythmus — jeder Theil ihres Körpers war eine liebeglühende Canzone, wie ſie der Spanier in mondheller Nacht mit Begleitung der Mandoline vor dem orangen geſchmückten Balkon ſeiner Geliebten ſingt. Jede ihrer Locken war ein ungekünſteltes Triolet, jeder ihrer Blicke eine liebezündende Seſtine, ihr Lächeln ein roſiges Madrigal, — ſie war mit einem Worte, die perſonificirte Muſe der ſpaniſchen Romantik. Ganz im Gegenſatz zu ihrem Gemahl, offenbarte ſie in ihren Anzügen die reichſte Pracht, den feinſten Geſchmack, den raffinirteſten Luxus. Sie war ſtets in Seide und Blonden gehüllt und nur gegen Abend, wenn die untergehende Sonne hinter der ſpaniſchen Wand der Pyrenäen in den Schoos der Thetis niedertauchte, zwang ſie die Fülle ihrer Locken in die engen Grenzen des Reſilla und erſchien, um ſich vor Erkältung zu ſchützen, in Caſhemirs oder Mantillas gehüllt. Die Marquiſe war am Firmament von Barèges das glänzendſte Geſtirn: die Männer bewunderten, die Damen beneideten ſie.

II.

Im Aigle rouge, einem Gaſthofe, der dem Hôtel du Mont d'or gerade gegenüber lag, wohnte Miguel Perrara, ein junger Portugieſe, der, wegen politiſcher Vergehungen verfolgt, heimlich ſeine Vaterſtadt Liſſabon verlaſſen hatte, um in Frankreich, dem Lande der neugebornen Freiheit, eine neue Heimath zu ſuchen. Miguel war der einzige Sohn eines hochgeſtellten Kronbeamten, der am Hofe der jungen Königin Donna Maria da Gloria in großem Anſehen ſtand. Ein eingefleiſchter Royaliſt, hatte er mit kalter Erbitterung den Verhaftsbefehl ſeines Sohnes unterſchrieben, der, in eine weit verzweigte Verſchwörung verwickelt, des Hochverraths angeklagt worden war. Von treuen Freunden frühzeitig genug unterrichtet, hatte Miguel in der Nacht die Flucht ergriffen. — Donna Perrara, wenn gleich königlich geſinnt, wie ihr Gemahl, hatte deſſenungeachtet, die Pflicht einer zärtlichen, liebevollen Mutter erfüllend, dem fliehenden Sohne ihr ſeit Jahren zuſammengeſpartes Nadelgeld (50,000 Francs in Gold) und noch außerdem einen höchſt werthvollen Diamantenſchmuck, den ſie am Tage ihrer Hochzeit von ihrem Gemahl

zum Geſchenk erhalten, als Reiſegeld mitgegeben und ihm fremde Päſſe verſchafft, mit deren Hülfe er unangefochten die franzöſiſche Grenze erreichte. Sein geſchwächter Geſundheitszuſtand hatte ihn genöthigt in Barèges Halt zu machen, um hier die Wirkung der viel gerühmten Quellen zu erproben.

Seit ſechs Wochen wohnte er in dem obengenannten Gaſthofe. Sein Geſundheitszuſtand war indeß noch ſo ſehr angegriffen, daß die Aerzte ihm verordneten, ſeine Badekur zu verlängern.

Eines Morgens, als er, mit der Mandoline in der Hand, am offenen Fenſter ſtand, erſchien auf dem Balkon des vis-a-vis gelegenen Hotels die engelſchöne Marquiſe di Medina-Roſa, in ein reizendes Negligee gehüllt, um ihren Blumenflor zu begießen. Die Orangen ſchienen zu ahnen, welch eine ſchöne Hand ſie pflege, denn ſie hatten ſich wohl nur ihr zu Ehren, mit den ſchönſten Blüthen geſchmückt, die weithin ihren balſamiſchen Duft ausſtreuten. Der Anblick ſo vieler Frühlingfriſchen Reize hatte dem jungen Portugieſen einen Ausruf der Bewunderung entriſſen. Die Strahlen ihrer ſchimmernden Schönheit hatten in ſeinem jungen Herzen den ſchlummernden Keim der erſten Liebe ent-

zündet und ihn in einem Nu zur vollſten Blüthe entfaltet.

— Die lieben, oder Keine mehr auf Erden, ſprach Miguel zu ſich ſelbſt und ließ ſein Feuerauge mit zitternder Wonne auf dieſer reizumgürteten Geſtalt ruhen.

Als die Marquiſe ihre Blumen begoſſen, zog ſie ſich wieder in ihre Gemächer zurück. Aber Miguel weilte noch immer am Fenſter und ließ ſeine Blicke auf dem Balkon haften, auf dem ihm der Engel der Liebe in ſo entzückender Geſtalt erſchienen war. Er hätte durch die Spalten der herabgelaſſenen Jalouſien in das Innere ihres Zimmers ſchauen mögen, um ſich noch länger an dem Liebreiz ihrer Züge, an der Anmuth ihrer Formen zu weiden.

— Wo weilſt Du ſo lange, Blume der Engel, ſprach er zu ſich; weshalb verbirgſt Du den Glanz Deiner Schönheit hinter den neidiſchen Jalouſien? O erſcheine, erſcheine, daß ich aus dem Himmel Deiner Augen tröſtenden Balſam trinken kann.

Unwillkührlich griff Miguel in die Saiten ſeiner Mandoline und ſpielte mit bewundernswerther Virtuoſität eine portugieſiſche Canzonette.

Von den Klängen ſeiner weithinklingenden Mandoline an's Fenſter gelockt, erſchien die Marquiſe zum zweiten Male auf dem Balkon, unter dem Vorwande, dem buntgefiederten Arras, der ſich auf dem goldenen Ring ſeines geräumigen Käfigs ſchaukelte, Futter zu reichen. Welch' ein ſchönes Bild, zu ſehen, wie der kirre Papagey mit dem gekrümmten ſchwarzen Schnabel aus der blendend weißen Hand ſeiner Pflegerin das dargereichte Biſquit abpickt!

Das leiſe verhallende Spiel der Mandoline drang wie ein bekannter Morgengruß zu ihr herüber. Den ſüßen Accorden lauſchend, blickte ſie ſcheu empor; doch als ihr Blick den Seinigen traf, da zitterte ſeine Hand und er vermochte nicht weiter zu ſpielen. All ſeine Sinne hatten ſich in ſeinem Auge zuſammengedrängt, das bewundernd an ihrer Huldgeſtalt hing. — Dieſer Augenblick hatte über ſeine Zukunft entſchieden: er liebte ſie.

Auch die Marquiſe, entzückt von ſeiner jugendlichen Schönheit, fühlte das Erwachen eines neuen, nie gekannten Gefühls: auch in ihrem Herzen tagte der Morgen einer ſchöneren Zukunft.

Und jeden Tag, mit Aufgang der Sonne, er-

ſchien ſie auf ihrem Balkon und jeden Tag verweilte ſie länger und lieber und ſchaute Anfangs wie ſchüchtern, ſpäter mit vertraulichen und endlich mit zärtlichen Blicken zum Morgenſtern ihrer Liebe und er, er blickte freudeſtrahlend auf ſie herab, er ſchien ſie zu grüßen und ihr traulich zuzuflüſtern:

— Sonne, ſei mir gegrüßt viel tauſend Mal!

Und jeden Abend mit Untergang der Sonne, erſchien ſie von Neuem auf ihrem Balkone und jeden Abend verweilte ſie länger und lieber und ſchaute hinauf zum zunehmenden Monde ihrer Liebe und er, er ſchaute hoffnungstrunken auf ſie herab, er ſchien ihr zu winken und koſend ihr zuzuflüſtern:

— Blume der Engel, ſchlaf wohl, ſchlaf wohl!

Enfin — ſie liebten ſich!

III.

Der größte aller Kuppler iſt der Zufall.

Miguel und Felicia liebten ſich mit dem ganzen Feuer der ſüdlichen Liebe, hatten aber bisher keine Gelegenheit gehabt, ſich zu ſprechen. Beider Herzen fühlten das Bedürfniß, die lang aufgeſparte Summe ihrer Gefühle gegenſeitig auszutauſchen. Aber wo

zuſammenkommen, wo ſich ſprechen, ohne der Gefahr ausgeſetzt zu ſein, verrathen zu werden? —

Dem Marquis di Medina-Roſa, ſchien, wie jedem Manne, der älter als ſeine Frau iſt, ein hoher Grad von Eiferſucht eigen zu ſein, denn jeden Schritt ſeiner Gemahlin verfolgte er mit peinigendem Mißtrauen, er ließ ſie niemals allein, ſondern nahm ſie, ſo oft Geſchäfte oder Neigung ihn in's Freie führten, immer mit ſich. An ſeinen Arm gekettet, cenſirte er auf der öffentlichen Promenade jeden ihrer Blicke, und hatte ſie es trotzdem gewagt, einem Vorübergehenden einen Blick zu gönnen, dann machte er ihr die bitterſten Vorwürfe.

Sie allein zu ſprechen, war alſo rein unmöglich. Aber auch ſchreiben durften ſie ſich nicht, ohne befürchten zu müſſen, daß ihr Billet in falſche Hände gerathe.

Da kam ihnen der kuppelnde Zufall zu Hülfe.

Eines Morgens las man an allen Ecken des Badeortes ein lärmſchlagendes Plakat folgenden Inhalts:

„Geſtern zwiſchen 7 und 8 Uhr Abends, hat Jemand auf dem Heimwege vom Bade nach dem Hôtel du Mont d'or ein blauſeidenes Portefeuille

verloren, in dem ſich, außer einigen wichtigen Documenten, 100,000 Franks Banknoten befanden. Derjenige, der dies Portefeuille und ſeinen Inhalt in der Bel-étage des obengenannten Hotels abliefert, erhält eine Belohnung von

20,000 Franks."

Dieſe Belohnnng war ſo groß gedruckt, daß ſie in einer Entfernung von 50 Schritten ſelbſt dem Kurzſichtigſten in die Augen ſprang.

Gegen Mittag klopfte ein junger Mann, beſcheiden und ängſtlich wie ein Bettler, der ein Almoſen begehrt, an die Thür des Spaniers. Es war Miguel Perrara, der, wie gewöhnlich, auch geſtern Abend der aus dem Bade heimkehrenden Marquiſe und ihrem Gemahle in unverdächtiger Diſtanz nachgegangen und ſo glücklich geweſen war, das Portefeuille zu finden, das dem Marquis aus der Bruſttaſche gefallen war. Wie pochte ihm das Herz, als er den Finger krümmte, um zum zweiten Male (denn das erſte Mal hatte er ſo leiſe geklopft, daß es nicht gehört worden war) an die Pforte ſeines Glückes, an die Thür anzupochen.

Eine barſche Stimme rief: Herein! Miguel befand ſich erſt im Vorzimmer.

— Was wollen Sie? fragte einer der betreßten Diener.

— Den Herrn Marquis ſprechen ...

— Ihr Name?

— Thut nichts zur Sache. Sagen Sie Ihrem Herrn, ich ſei ein Fremder, der ihm etwas Wichtiges mitzutheilen habe.

Miguel ward angemeldet und ſogleich vorgelaſſen.

— Wer ſind Sie? fragte der Marquis, der auf dem Sopha ſitzen blieb.

— Ich bin der Ueberbringer einer frohen Botſchaft. Sie haben geſtern Abend ein Portefeuille verloren, ich war ſo glücklich es zu finden. Hier iſt es, Herr Marquis.

— Sind noch die Papiere, noch die Banknoten darin?

— Ich war nicht neugierig genug, das Portefeuille zu öffnen. Belieben Sie ſelbſt nachzuſehen.

Mit großer Haſt eröffnete der Marquis ſein Portefeuille.

— Es fehlt kein einziges Stück! rief der Spanier freudig überraſcht. Dank, tauſend Dank, mein Herr, mehr als um die 100,000 Franks war ich um

ein Papier beſorgt, das für mich ſo vielen Werth, ſo große Wichtigkeit hat, daß ich es immer bei mir trage. Sie haben alſo mein Portefeuille wirklich nicht geöffnet?

— Es war ja nicht das Meinige.

— Es giebt wenig Menſchen, mein Herr, die ſo ehrlich ſein würden, einen Fund von 100,000 Franks ſo bereitwillig, wie Sie, zurückzugeben; es giebt viel Menſchen, die es vorgezogen hätten, ſich mit fremdem Gelde zu bereichern, aber es giebt keinen zweiten Menſchen in der Welt, der ſo discret wie Sie, ein Portefeuille, das er gefunden, nicht einmal, wenn auch nur aus Neugier, geöffnet haben würde. Ein ſo ſchöner, edler, discreter Zug verdient eine andere Belohnung, als die ausgeſetzte. Hier, mein Herr, empfangen Sie meinen wärmſten Dank und die Hälfte Ihres Fundes — 50,000 Franks.

— Mein Herr Marquis, ſprach der junge Portugieſe, ich glaube Ihnen keine Veranlaſſung gegeben zu haben, mich beleidigen oder gar kränken zu wollen. Beſäße der elende Mammon den Werth für mich, den er in den Augen Anderer beſitzt, ſo würde ich das Ganze behalten haben. Dank dem Himmel, daß ich in der Lage bin, auf Ihre Belohnung ver-

zichten zu können. Schenken Sie das Geld, das Sie dem Finder zugedacht, den Kranken, den Armen, den Waiſen, machen Sie mit dem Gelde, was Sie wollen, ich brauche es nicht, ich nehme es nicht.

— Edler, großmüthiger junger Mann; geben Sie mir ein anderes Mittel an die Hand, mich dankbar gegen Sie zu beweiſen. Haben Sie keine Bitte, die ich im Stande wäre, Ihnen zu erfüllen?

Miguel ſeufzte und ſchwieg.

— Sie ſeufzen, ſprechen Sie, was kann ich für Sie thun?

— Viel, ſehr viel und eigentlich doch nichts, gar nichts.

— Sprechen Sie nicht in Räthſeln. Sagen Sie mir frei und unumwunden, womit ich Ihnen dienen kann?

— Schenken Sie mir Ihre Freundſchaft, Herr Marquis, ſtammelte Miguel, verlegen das Auge niederſenkend.

— Hier meine Hand, junger Mann. Ich bleibe Ihr Freund und wenn Sie jemals in die Lage kommen, meiner-Freundſchaft in irgend einer Lage des Lebens zu bedürfen, ſo wenden Sie ſich mündlich oder ſchriftlich an mich; ich werde dann

Alles für Sie thun, was in meinen Kräften ſteht. Ihr Name, junger Mann?

— Miguel Perrara.

— Miguel Perrara, ich bleibe ewig Ihr dankbarer Schuldner.

Der Marquis drückte ihm herzlich die Hand und gab ihm nun pantomimiſch zu verſtehen, daß es Zeit ſei, ſich zu entfernen.

Miguel verſtand dieſe Pantomime; er verbeugte ſich und — ging, aber mit ſchwererem Herzen, als er gekommen war, denn er hatte gehofft, Felicia zu ſehen, ſie zu ſprechen und durch den Anſpruch, den er ſich auf den Dank ihres Gatten erworben, freien Zutritt zu ihr zu erhalten.

IV.

Miguels ſchönſte Hoffnung war nun vereitelt. Was nützte es ihm, daß er die Marquiſe täglich ſehen, aus ihren Augen, täglich zwei Mal, neue Begeiſterung, neue Sehnſucht, neue Wonnen, neue Qualen trinken durfte — Felicia war für ihn unzugänglich: er konnte ſie nicht ſprechen, ihr nicht ſagen, was er für ſie fühle, wie groß ſeine Liebe und wie groß ſein Schmerz ſei. Sie hätte ihn dann tröſten

ihm Muth einflößen, Hoffnung zusprechen können; aber, streng bewacht von der antigalanten Eifersucht ihres Gemahls, konnte sie nichts Anderes, als ihre Liebe zu Miguel in die tiefste Tiefe ihres Herzens verschließen und nur den Blumen, die sie pflegte, ihren Kummer, ihre Seufzer anvertrauen.

Eines Morgens, als sie, wie gewöhnlich, auf dem Balkone erschien, um die Blumen zu begießen, pflückte sie eine Orangenblüthe, schaute hinauf zum Morgensterne ihrer Liebe, küßte die Blüthe und warf sie auf die Straße hinab. — Wie hastig stürzte Miguel die Treppen hinab, um dieses Zeichen ihrer Liebe aufzuheben! Er küßte die Blüthe, drückte sie an sein Herz, steckte sie in sein Knopfloch und brachte sie, als sie zu welken begann, unter Glas und Rahmen. Wohl dem, der noch lieben kann wie Er!

Miguel besuchte, um sich zu zerstreuen, dann und wann das Hotel, in dem eine öffentliche Bank auflag, wo man Roulette, Rouge et Noir und Pharo spielte. Von all diesen Hazardspielen war ihm das Letzte das Liebste und seit einiger Zeit ihm so zur Gewohnheit geworden, daß er fast jeden Abend, doch

nie länger, als eine halbe Stunde, einer der fleißigſten Pointeurs des Pharotiſches war.

Dieſe Pointeurs zerfallen, wie bekannt, in zwei Parts; die gewinnende wird Jean qui rit, die verlierende Jean qui pleure genannt. Miguel bildete den Uebergang; er ſpielte das Spiel mit wechſelndem Erfolge: heute gewann er 40—50 Louisd'or, morgen verlor er dieſe und noch 20—30 dazu; im Ganzen aber ſpielte er ſo ruhig und vorſichtig, daß er im Durchſchnitt immer mehr gewonnen, als verloren hatte.

Es giebt Leute, die ſich einbilden, es gäbe eine ſogenannte Kabbala, mit deren Hülfe man leicht berechnen könnte, welche Karten gewinnen müßten. Es giebt noch Andere, die ſich Jahrelang den Kopf zerbrochen haben, dieſe Pharoformel heraus zu finden und damit alle Banken der Erde zu ſprengen. Ich kenne einen Mann, der lange Zeit in der feſten Ueberzeugung gelebt, daß dieſe Formel gefunden war. Dieſer Glückliche war ein deutſcher Schauſpieler, der eigends nach Paris gekommen war, um ſein Glück im Théâtre français und bei Frascati zu verſuchen. Er trat als Cid, Mahomet, Cinna und Tartüffe auf und gewann den Beifall von ganz Paris — er trat als Pharoſpieler auf, ge-

wann am erſten Abend 4000, am zweiten 9000, am dritten 18,000, im Ganzen 31,000 Franks, am vierten Abend aber verlor er, trotz ſeiner Kabbala, ſeinen ganzen Gewinn und noch 3000 Franks dazu. Er ſah lachend in den Spiegel, klopfte ſich auf die Schulter und fragte ſich: „Jerrmann, wie kann man ſo geſcheidt und doch ſo dumm ſein.“ Mein ehrenwerther Freund iſt aber nicht der einzige Narr, der daran glaubt! Im Palais royal kaufte ich für 10 Sous eine Brochüre „l'art de gagner au Pharo“. Ich las darin eine ganze Nacht, kannte ſie auswendig, ging mit einem Freunde zu Frascati und verlor in einem Nu 240 Franks. Es thut mir leid, daß ich dieſes „probate Mittel alle Banken zu ſprengen“, damals in's Feuer geworfen; ich hätte ſonſt, um dem geneigten Leſer ein Mittel an die Hand zu geben, „in zwei Stunden ein Millionär zu werden“, einige kabbaliſtiſche Formeln daraus mitgetheilt. Die meiſten dieſer Berechnungen beruhen auf Martingals, auf Doubliren, aber Keinem will ich rathen, dieſer Berechnung zu trauen — man kann dabei ſpielend bankerott werden.

Eines Abends hatte Miguel mehr Geld als gewöhnlich zu ſich geſteckt, um die Göttin Fortuna, die

ihm in den letzten drei Abenden gar nicht hold gewesen war, zum letzten Male ernſtlich auf die Probe zu ſetzen. Er hatte 1500 Louisd'or, die Hälfte ſeines ganzen Vermögens bei ſich. Ei nun, damit läßt ſich ſchon etwas riskiren! Er ſetzte auf den, der ihm in vergangener Nacht im Traume erſchienen war und ihn aufgefordert hatte, ſo lange zu doubliren, bis er gewonnen habe, 10 Louisd'or. Der Bube verlor ... Miguel ſetzte 20 Louisd'or, der Bube verlor ... Miguel ſetzte 40, der Bube verlor zum dritten Male ... Miguel, der ſonſt ſo vorſichtig geſpielt und nie mehr als 50 Franks geſetzt, ſetzte nun ſchon 80 Louisd'or. Der Bube verlor zum vierten Male ... Miguel ſetzte 160 Louisd'or ... Der Bube verlor zum fünften Male. Miguel, der ſchon ſeine Faſſung verloren, ſetzte 320 ... Der Bube verlor zum ſechſten Male.

— Verdammter Bube, wirſt Du auch zum ſiebenten Male verlieren! rief Miguel in der höchſten Aufregung und ſetzte, um Alles, was er verloren, zurück zu gewinnen, 640 Louisd'or auf den Buben.

Die Croupiers, die ſonſt nicht ſo leicht aus der Faſſung zu bringen ſind, ſtutzten über die Tollkühnheit des Spielers, der leichenblaß, mit knirſchenden

Zähnen, das glotzende Auge auf die Karten geheftet, den entſcheidenden Coup erwartete. Wie lange der ſiebente Bube auf ſich warten läßt. Jetzt kommt er, ſagt ihm die Stimme ſeines Herzens. Nein, er kommt noch nicht ... es ſcheint, als bliebe er nur darum ſo lange aus, um die Seele des Spielers, die mit Hoffnung und Verzweiflung einen Kampf auf Leben und Tod ringt, noch länger auf der Folterbank zu laſſen. Der Bube kommt noch immer nicht ... es ſchwirrt und funkelt ihm vor den Augen; es ſummt und klingt ihm vor den Ohren ... das Blut, der Athem ſtockt, er zittert an Händen und Füßen, bange Ahnung durchſchauern Mark und Bein ...

— Valet et l'its! ruft der Croupier, der Bube hat zum ſiebentenmal verloren und Miguel ſinkt mit einem tonloſen Schrei auf den hinter ihm ſtehenden Lehnſeſſel nieder.

Was kümmert ſich der Croupier um einen Gimpel, dem er die goldenen Federn ausgerupft. Mag der ausgebeutete Spieler in Ohnmacht fallen, mag er auf der Stell' ſterben — der Croupier hat kein Mitleid, kein Erbarmen mit ihm. Und könnte er ihm mit einem Glaſe Waſſer das Leben retten,

er ſtände nicht auf, um es ſeinem Opfer an die todesbleiche Lippe zu ſetzen. Ein Croupier hat kein Herz und keine Thräne; dafür wird er bezahlt und zwar beſſer bezahlt, als ſolche Schurken es verdienen.

Miguel hatte alſo in 7 Abzügen 1270 Louisd'or verloren. Hätte er ſo viel Geld gehabt, um auch dieſen Satz verdoppeln zu können, dann wäre ihm geholfen geweſen, denn jetzt — erſt zum achten Male — fiel der Bube, der ſiebenmal hinter einander verloren, auf die Seite des Pointeurs und Miguel hätte nun all ſein Geld zurückgewonnen.

Aber von dem ganzen Gelde hatte er noch 230 Louisd'or und dieſen ganzen Reſt ſeines halben Vermögens wollte er, als er wieder zu ſich gekommen war, noch einmal auf die geträumte Karte ſetzen.

— Da klopfte ihm Jemand leiſe auf die Schulter ... er blickte hinter ſich und rief:

— Sie ſind's Marquis!

— Ja, junger Freund, ich bin's. Ich habe hinter Ihrem Rücken Ihr tollkühnes Spiel beobachtet, habe zugeſehen, wie Sie, um im glücklichſten Falle Ihren erſten Einſatz von 10 Louisd'or zurück

zu gewinnen, 1270 Louisd'or leichtſinnig auf's Spie
geſetzt und ſo in einer Viertelſtunde über 35,000 Franks
vielleicht Ihr ganzes Hab und Gut verloren haben
Aber tröſten Sie ſich, junger Freund, ich will Ih
nen helfen, fügte er ſo leiſe hinzu, daß es nur Mi
guel und kein Anderer der Spieler hören konnte
Sie fanden mein Portefeuille und wieſen mit edlem
Stolze die 50,000 Franks zurück, die ich Ihnen al
Belohnung angeboten. Jetzt iſt der Moment gekom
men, wo ich meine Schuld gegen Sie abtragen
kann. Wie viel Geld haben Sie noch? ...

– 230 Louisd'or.

— Ich will Ihnen drei Karten nennen, die in
der folgenden Taille gewinnen werden; ſetzen Sie
die ganze Summe auf die drei. Verlieren Sie,
was ich jedoch nicht glauben kann, ſo zahle ich Ihnen
das Doppelte Ihres Verluſtes.

Miguel ſuchte aus ſeinem Buche die Drei her-
vor und beſetzte ſie mit der ganzen Summe.

— Dix et Trois, rief einen Augenblick ſpäter
die Stimme des Croupiers.

— Sie haben gewonnen, ſagte der Marquis zu
Miguel. Setzen Sie nun die 460 Louisd'or auf die
Sieben.

— Neuf et Sept!

— Sie haben gewonnen, ſagte der Marquis. Laſſen Sie die 920 Louisd'or ſtehen, nehmen Sie den König, biegen Sie ein Paroli und legen Sie die Karte, zu mehrerer Sicherheit, verdeckt auf den Tiſch. Setzen Sie, ſetzen Sie, es iſt die höchſte Zeit!

Miguel durchflog mit haſtiger Eile ſein Paquet, nahm die Karte, die der Marquis ihm genannt, bog blitzſchnell ein Paroli und legte ſie verdeckt auf den Tiſch.

— Valet et Roi!

— Gewonnen, gewonnen, rief Miguel in höchſter Extaſe und wandte die verdeckte Karte um.

— Verloren, rief der Croupier und ſtrich mit ſpöttiſchem Lächeln die 920 Louisd'or ein.

— Himmel, rief der Marquis, Sie haben ſich vergriffen und ſtatt des Königs gerade den Buben gezogen, der ſo eben verloren hat.

— Verflucht! rief Miguel, ſchlug ſich mit der geballten Fauſt vor die Stirn und — erwachte, denn die ganze Geſchichte war nur ein Traum.

Coeur : As.

Wohl Jeder von uns kennt die Spielkarten, aber nur Wenigen dürfte die Geschichte derselben bekannt sein.

Viele Historiker waren der irrigen Meinung, die Spielkarten seien erst um das Jahr 1390 zur Zerstreuung und Erheiterung des wahnsinnigen Königs Karls VI. von Frankreich erfunden worden. Aber schon um 1299 waren sie in Italien bekannt. Um 1320 kamen sie nach Deutschland, um 1387 nach Spanien, wo König Johann von Castilien ein Edikt erließ, das diese Erfindung der Hölle schon im Keime ersticken sollte. Nach dem Wörterbuche der Madrider Akademie sollen sie von Nicolas Pepin, nach Andern von Jacquemin Gringonneur, Wagenmaler Karls VI., erfunden worden sein. Johanneau behauptet, sie seien eine Erfindung des Orients und, durch die Saracenen nach Europa gebracht, in

Frankreich unter der Regierung Karls V. bekannt, damals aber ſehr ſelten und theuer geweſen, weil die Holzſchneidekunſt noch nicht erfunden war. Daß Lorenz Koſter in Harlem ſie erfunden, iſt ein holländiſches on dit, das nicht mehr Glauben verdient, als das, daß dieſer Koſter auch der Erfinder der Buchdruckerkunſt geweſen.

Erſt um das Jahr 1430—60 ſcheinen die Kartenbilder ihre jetzigen Namen erhalten zu haben.

Argine, der Name der Treffle-Dame, iſt ein Anagramm von Regina, worunter man Maria von Anjou, Gemahlin Karls VII., verſtand.

Rahel, die Carreau-Dame, war Agnes Sorel, des Königs Geliebte.

Pallas, die Pique-Dame, war die Jungfrau von Orleans.

Judith, die Coeur-Dame, war Iſabeau de Baviere, die Mutter Karls VII.

Die vier Könige: David, Alexander, Cäſar und Carl der Große, ſtellen die vier Fürſten jenes Namens vor; die Höflinge der damaligen Zeit verglichen Karl VII. mit David.

Die vier Buben: Ogier, Lancelot, La Hire und Hector de Galend, ſind ebenfalls geſchichtliche Perſo-

nen; die beiden Erſten waren tapfere Ritter zur Zeit Karls des Großen; die beiden Letzten berühmte Feldherren unter Karl VII. Der Name Valet (Bube) war ſonſt ein Ehrengrad, der die Ritterwürde verlieh.

Die Buben repräſentirten den Adel, die andern Karten bis zur Zehn bezeichneten die Soldaten. Selbſt die Farben waren militairiſche Embleme. Coeur ſtellte Muth und Tapferkeit, Pique und Carreau die Waffen und Treffle die Nahrungsmittel vor, worauf ein Feldherr, wenn er ein Lager aufſchlägt, beſonders Rückſicht nehmen muß. Das As war das Symbol des Geldes, die Hauptſache bei jedem Kriege, die Macht, die Alles beſiegt.

Dieſe 52 bunten Blätter, dieſe Viſitenkarten des Teufels, wie viel Unglück, Verzweiflung und Selbſtmord haben ſie ſeit der Zeit, wo ſie, gleichviel von welchem Dämon, erfunden worden, herbeigeführt! Wer hat wohl mehr Unglück zu verantworten, als der Erfinder der Spielkarten?!

Zu den Opfern dieſer hölliſchen Erfindung gehört auch Dr. H... Er war einer der berühmteſten Profeſſoren der Mathematik und Algebra und einer der leidenſchaftlichſten Spieler. Zehn Jahre lang

zerſann er ſich alle Faſern ſeines zahlenwimmelnden Gehirnes, um eine Formel aufzufinden, durch die er im Trente-et-un immer gewinnen wollte. Er ſchrieb einen großen Folianten, worin er in 1024 Taillen dem Spieler Anweiſung ertheilte, wie er ſtets gewinnen müſſe. Um dieſe Berechnung aufzufinden, hatte er die Geduld gehabt, 600,000 Taillen mit ſich ſelbſt zu ſpielen, die aus ungefähr 1,660,000 Abzügen beſtanden — eine Arbeit, zu deren Ausführung er vier volle Jahre ſeines Lebens vergeudet hatte.

Vom Katheder bis zum Narrenhauſe giebt's oft nur einen Schritt. Derſelbe Profeſſor lebte in der Einbildung, eine Berechnung gefunden zu haben, mit deren Hülfe er jedes Mal in der Zahlenlotterie gewinnen müſſe. In den 90 Zahlen befinden ſich nach ſeiner Berechnung 4005 Ambenz 117,480 Ternen, 2,555,190 Quaternen und 43,959,268 Quinternen. Er wollte durch die Combinationsrechnung das Geheimniß gefunden haben, von den 5 Zahlen, die jedes Mal gezogen werden, immer 3 vorausſagen zu können.

Derſelbe Profeſſor berechnete, daß die 13 Karten, die jeder der vier Spielenden im Whiſt erhält,

nicht weniger als 607,440,239,600 verſchiedene Spiele möglich machen.

Derſelbe Profeſſor berechnete, daß die 25 Buchſtaben unſeres Alphabets 15,511,210,043,330,985,984,000 Mal unter einander in verſchiedener Ordnung verſetzt werden können. Um ſich einen Begriff von der Unzahl dieſer Größe zu machen, berechnete der gelehrte Arithmetiker, daß 1000 Millionen Schreiber, von denen jeder täglich 40 Seiten und auf jede dieſer Seiten 40 Alphabete ſchriebe, dennoch 23,000 Millionen Jahre brauchen würden, um all die möglichen Combinationen auf's Papier zu bringen. Aus der Verſetzung dieſer 25 Buchſtaben laſſen ſich, nach ſeiner Berechnung, nicht weniger als 50 Billionen, 887,243 Millionen, 685,690 ausſprechbare Worte zuſammenſetzen. — Wenn ein Menſch in jeder Stunde 4000 Wörter ſchriebe und unausgeſetzt, ohne Eſſen, Trinken und Schlafen, Tag und Nacht fortfühe, ſo könnte er in einem Jahre doch nicht viel über 35 Millionen Wörter niederſchreiben. Er müßte folglich eine Millionen Jahre leben, um nur 35 Billionen Wörter auf's Papier zu bringen. — Unausſprechbare Wörter laſſen ſich nicht weniger als 1391 Quinquillionen, 724,288 Quadrillionen, 887,252 Tril-

lionen, 999,425 Billionen, 128,495 Millionen, 402,200 zuſammenſetzen.

Um ſich einen Begriff von dieſen Rieſenzahlen zu machen, bemerkte der Profeſſor, daß eine Billion (1,000,000,000,000) eine Million Millionen iſt. Auf eine einzige Stunde gehen 3600 Sekunden, dennoch gehören zu einer Billion Sekunden nicht weniger als 31,688 Jahre. Wer unausgeſetzt in jeder Sekunde 8 zählt, würde, um eine Billion abzuzählen, gegen 3962 Jahre Zeit gebrauchen.

Derſelbe Profeſſor hatte auch den Reichthum der Töne berechnet. Die Ordnung von 4 auf einander folgenden Tönen läßt ſich (ohne einen Ton mehr als ein Mal anzuſchlagen, die Verbindungen und Accorde alſo nicht mitgerechnet) 24 Mal verändern. Die ganzen und halben Töne von drei Octaven laſſen ſich nach genauer Berechnung 15,533,092,699,264,797,784,824,521,326,691,334,400,000,000 Mal verändern. Um ſich auch von dieſer Zahl einen Begriff machen zu können, bemerkte der Profeſſor, daß wenn ein Clavierſpieler eine dieſer Veränderungen in einer Stunde ſpielt, derſelbe

494,948,398,632,191,710,579,164,171,888,994,621 Jahre ununterbrochen fortſpielen müßte, um all jene Ton-Combinationen durchzuſpielen.

Wollte man all dieſe Veränderungen auf gewöhnliches Notenpapier ſchreiben, ſo brauchte man dazu nicht weniger als 258,884,321,878,079,963,080, 408,688,744,855,573,333,333 Bogen.

Dieſe endloſe Zahl von Combinationen kann ſchon bei drei Octaven ſtattfinden. Wie viel Veränderungen ſind erſt bei ſechs Octaven möglich!

Muß man ſich da nicht wundern, daß man trotz dieſes unermeßlichen Reichthumes von Tönen in den Partituren der neuern Componiſten faſt nichts als Copien und Reminiscenzen aus ältern Tonſchöpfern findet? Man ſollte glauben, daß bei dieſem ungeheuren Schatz von Tönen Niemand nöthig habe, einen Andern zu beſtehlen. Und dennoch findet man das Stehlen in keiner andern Kunſt ſo häufig, als in der Muſik! Wie würde die Bibliothek der Partituren zuſammenſchrumpfen, wenn man alle Töne und Akkorde, die Einer dem Andern geſtohlen, herausſtreichen würde. Von mancher Partitur bliebe dann nichts als das Titelblatt.

Der Bramine Siſſa, der 400 Jahre vor Chriſti

Geburt das Schachſpiel nur darum erfunden haben ſoll, um dem Tyrannen Schechram, der vom Beglücken ſeiner Unterthanen nicht viel losbekommen, durch dieſes Spiel anſchaulich zu machen, daß ein Herrſcher ohne Volk, ein König ohne Steine, eine machtloſe Null ſei, hatte ſich von dem Tyrannen, der dem weiſen Erfinder dieſes Spieles die Erlaubniß ertheilt, ſich eine Gnade auszubitten, die Gunſt erbeten, auf das erſte Feld des Schachbrettes 1, auf das Zweite 2, auf das Dritte 4, auf das Vierte 8, auf das Fünfte 16 Waizenkörner und ſo bis zum 64ſten Felde in geometriſcher Progreſſion Körner hinzulegen und ihm den Betrag des Ganzen zum Geſchenk zu machen.

Unſer Profeſſor berechnete, daß alles Getraide, welches ſeit der Erſchaffung der Welt bis zum heutigen Tage geſäet und geärntet worden, nicht hinreichend ſey, Siſſa's Verlangen zu befriedigen. Zur Erfüllung ſeines Wunſches gehörten ungefähr 18,000,000,000,000,000,000 Körner, was ungefähr 15 Billionen Cubikfuß oder 14½ Billionen engliſche Scheffel ausmacht, die einen Raum von 2200 Quadratmeilen, in denen das Getraide 30 Fuß hoch läge, füllen würden.

Der gelehrte Profeſſor ſtellte ſich noch eine ſchwie-

rigere Aufgabe. Er wollte berechnen, zu welcher Summe ein Kreuzer, den Vater Noah auf Zinsen gelegt, und Zinsen zu Zinsen geſchlagen, zu welcher Summe dieſer Kreuzer bis zum Jahre 1830 angewachſen wäre.

Er rechnete Tag und Nacht und war mit ſeiner Berechnung ſchon bis zur Zeit der Entdeckung von Amerika vorgerückt, als er plötzlich, vor lauter Rechnen, verrückt wurde.

Der arme Mann ſetzte ſich plötzlich eine fixe Idee in den Kopf, er ſei das Coeur-As und lebte zwei Jahre in der ewigen Angſt, die Polizei werde ihn confiſciren, weil es nicht geſtempelt war.

Eines Morgens fand man ihn todt auf ſeinem Bett. Er hatte ſich mit einem Federmeſſer den Bauch aufgeſchlitzt.

Vive la police!

I.

Er fing alſo zu verzweifeln an.

— Mort de ma vie! rief er aus, ich ſitze nun bis am Halſe in der Dinte! Kein Menſch, weder Chriſt noch Jude, weder Muſelmann noch Heide, will mir etwas leihen. Was anfangen? Wo Geld hernehmen? Wo ein Herz, wo einen Beutel finden, die mir auf Zinſen ein Ohr leihen? Himmel, ſchöner, blauer Himmel, ſende mir einen hülfreichen Geiſt, einen rettenden Freund.

— Guten Morgen! rief Herr von Löffelmeier, der, ohne anzuklopfen, eingetreten war.

— Du kommſt wie gerufen, lieber Bruder, ſprach Herr von Grützmacher. Ich ſtehe am Rande der Verzweiflung!

— Was fehlt Dir? fragte Löffelmeier, mit

dem ſeidenen Taſchentuche den Staub von ſeinen Stiefeln klopfend.

— Du kannſt noch fragen? Geld, Geld fehlt mir!

— Sonſt nichts?

— Das iſt gerade genug! Ein Menſch ohne Geld .....

— Muß ſich zu helfen wiſſen.

— Aber wie?

— Auf die allerleichteſte Art. Du biſt doch geſund?

— Wie ein Fiſch im Waſſer.

— Kannſt Du Dir ein ärztliches Atteſt verſchaffen, daß Du keine Anlage zu einer lebensgefährlichen Krankheit haſt?

— Das kann ich mir verſchaffen.

— Dann iſt Dir geholfen.

— Aber wie?

— Das laſſe meine Sorge ſein. Noch eins, haſt Du die Pocken gehabt?

— Ja!

— Das freut mich! rief Löffelmeier, indem er ſich vergnügt die Hände rieb.

— Warum freut Dich das?

— Das ſollſt Du ſpäter erfahren. Jetzt zieh Dich an, geh zu Deinem Arzt, laß Dir ein Ge-

ſundheitsatteſt geben und komm' dann zu mir: ich helfe Dir, ſo war ich ein ehrlicher Mann bin, der niemals, aus Grundſatz, ſeine Schulden bezahlt.

II.

Wohl Dir, mein Leſer, wenn Du einen Arzt, wäre er auch dumm und ungeſchickt, zum Freunde haſt. Er kann Dir in tauſend Vor-, Zu- und Durchfällen mehr als jeder andere Freund behülflich ſein. Verlangſt Du Beweiſe? Du haſt Dich geſtern einſchreiben laſſen auf der Schnellpoſt; heute Abend ſollſt Du abreiſen. Nachmittags fällt Dir ein, Du willſt heute Abend die neue Oper hören und erſt morgen reiſen. Bleibſt Du zurück, ſo iſt das Poſtgeld verfallen. Dein Arzt giebt Dir ein Atteſt, daß Du krank biſt, dann kannſt Du reiſen, wann Du willſt. — Morgen um 10 Uhr haſt Du Termin. Zu derſelben Stunde haſt Du auch ein Rendez-vous. Der Termin läuft Dir nicht weg, wohl aber das Rendezvous. Dein Arzt giebt Dir ein Atteſt, daß Du krank biſt, dann wird ein neuer Termin anberaumt und Du brauchſt das Stelldichein nicht zu verſäumen. — Morgen ſollſt Du (welch' ein Faſhionable darf ſich deſſen ſchämen!) Schulden halber einge-

ſperrt werden. Erſt übermorgen haſt Du Ausſicht, Geld zu erhalten. Dein Arzt giebt Dir ein Atteſt, daß Du krank biſt, und der Würgengel muß abziehen.

Herr von Grützmacher befolgte den Rath ſeines Freundes und ging zu ſeinem Arzte.

– Ich bitte Sie um ein Atteſt, lieber Doctor.

Der Arzt ſetzte ſich und ſchrieb:

„Ich erkläre hiermit, daß Herr von Grützmacher, den ich ſeit 8 Jahren ausſchließlich behandle, an einer hartnäckigen Leberkrankheit leidet, die eine ſtarke Bewegung und den Genuß der freien Luft unbedingt nothwendig macht. Die Conſtitution des Patienten iſt dergeſtalt angegriffen, daß die Störung ſeiner gewöhnlichen Lebensweiſe die nachtheiligſten Folgen zurücklaſſen müßte. Dies beſcheinigt hiermit der Wahrheit gemäß

Fenchelkopf,
practiſcher Arzt und Geburtshelfer."

Parole d'honneur! es giebt nichts Geduldigeres, als der breite Rücken des Papiers, der jede Lüge, wäre ſie noch ſo keck und kraß, ſich gutmüthig aufbürden läßt.

— Hier iſt das Atteſt, ſprach der Arzt. Herr von Grützmacher las das Atteſt.

— Damit, lieber Doctor, ſprach er lachend, iſt mir nicht gedient. Meine Leber iſt ſo geſund wie die Ihrige. Ich wünſche im Gegentheil ein Atteſt zu haben, daß ich kerngeſund bin und daß meine Conſtitution von der Art iſt, daß ich Hoffnung habe, ſo alt wie der ſelige Methuſalem zu werden.

— Alſo ein Geſundheitsatteſt? Wozu brauchen Sie das?

— Das weiß ich ſelbſt noch nicht. Aber ich benutze es, wie geſagt.

Der Arzt ſetzte ſich und ſchrieb:

„Ich erkläre hiermit, daß Herr von Grützmacher, den ich ſeit 8 Jahren ärztlich behandle, ſich ſeit 4 Jahren einer ſo vollkommenen Geſundheit zu erfreuen hat, daß ſich mit Beſtimmtheit annehmen läßt, er werde bei ſeiner kernigen Conſtitution ein ſehr hohes Alter erreichen. Dies beſcheinigt hiermit der Wahrheit gemäß

Fenchelkopf,
practizirender Arzt und Geburtshelfer.“

Wenn ich für jede Lüge, die im Leben unter

dem Namen der Wahrheit circulirt, nur einen Preuſſiſchen Thaler bekäme, ſo wäre ich nicht viel ärmer als Cröſus.

— Iſt's ſo recht? fragte der Arzt.

Herr von Grützmacher las das Atteſt.

— Noch ein Poſtſcriptum, wenn ich bitten darf.

— Dictiren Sie, ſprach der Doctor.

— Poſtſcriptum: Herr von Grützmacher hat die Pocken gehabt, mithin iſt auch von dieſer Seite nichts zu befürchten.

— Hier haben Sie Ihr Atteſt, ſprach der Arzt, das Andere, daß Sie krank ſind, wollen wir ſogleich vernichten.

— Wozu, lieber Doctor, da es einmal geſchrieben iſt, werde ich ſpäter davon Gebrauch machen.

— Aber das Datum?

— Zum Glück haben Sie vergeſſen, es auf dem Krankheitsatteſt hin zu ſetzen; brauche ich's einmal ...

— So können Sie ja ſelbſt das Datum hinzuſchreiben, fiel ihm der Arzt in die Rede ...

— Das meinte auch ich. Ein Krankheitsatteſt iſt für tauſend Fälle im menſchlichen Leben ein mächtiger Passe par tout. — Vorläufig ſtatte ich Ih-

nen dafür meinen Dank ab. Morgen ſchicke ich Ihnen einen köſtlichen Faſan.

— Vergeſſen Sie es nicht.

— Ganz gewiß nicht, lieber Doctor.

Herr von Grützmacher ſteckte das Geſundheits-atteſt in die eine und das Krankheitsatteſt in die andere Bruſttaſche und verfügte ſich ſpornſtreich's zu ſeinem Freunde Löffelmeier.

— Hier iſt das Atteſt! rief Grützmacher.

— Triumph, nun iſt Dir geholfen! rief Löffelmeier.

III.

Die Lebensverſicherungs-Anſtalt.

(Unter Lebensverſicherungs-Anſtalt „wird ein Vertrag verſtanden, den Jemand mit der Bank dahin abſchließt, daß ihm gegen gewiſſe jährliche Leiſtungen eine beſtimmte, nach dem Erlöſchen des eigenen oder eines andern verſicherten Lebens zahlbare Capitalſumme zugeſichert wird. Die Urkunde, welche die Bank darüber ausſtellt, heißt die Police, die jährliche Leiſtung heißt die Prämie.

§. 2 der Verfaſſung der Gothaiſchen Lebensverſicherungs-Bank.)

Am andern Morgen traten zwei Leute in das Comptoir des Banquiers Pfennigbauer, welcher einer der Agenten der Lebensversicherungs-Bank ist.

— Dieser Herr, sagte der Aeltere auf den Jüngeren zeigend, wünscht sich einzukaufen.

Der Bankier steckte die Perry'sche Stahlfeder hinter's Ohr und fragte den Jüngern:

— Wie heißen Sie?

— Ich heiße Agath[illegible]elherr von Grützmacher.

— Wie alt sind Sie?

— 32 Jahr.

— Darf ich um Ihren Taufschein bitten.

— Hier ist er.

— Es wird Ihnen bekannt sein, sprach der Banquier, daß die Lebensversicherung nur solche Personen annimmt, die darthun können, ihr Gesundheitszustand sei der Art, daß man annehmen darf, sie werden nicht sobald mit Tode abgehen. Die Lebensversicherungs-Anstalt verlangt daher von Jedem, der sich einkaufen will, ein ärztliches Attest, daß er gesund ist. Haben Sie solch' ein Attest?

Grützmacher griff in seine Brusttasche und holte das ärztliche Zeugniß hervor.

— Hier ist es.

Der Banquier ſetzte ſeine Brille auf, las und ſeufzte. Grützmacher hatte in der Zerſtreuung in die Taſche gegriffen, in der das Krankheitsatteſt ſtak.

— Ihr Arzt, ſprach der Banquier, erklärt, daß Sie an einer hartnäckigen Leberkrankheit leiden und daß Ihre Conſtitution dergeſtalt angegriffen ſei, ...

— Ich leberkrank .... meine Conſtitution angegriffen? — ſtammelte Grützmacher ganz verdutzt.

— Hier ſteht es!

— Das iſt ein Irrthum, lachte Herr von Löffelmeier, der weit mehr Geiſtesgegenwart beſaß — dieſes Krankheitsatteſt iſt das Meinige.

— Ihr Name, mein Herr.

— Ich heiße Cäſar, Freiherr von Grützmacher und bin der Bruder dieſes Herrn. Nicht wahr, lieber Agathon?

— So iſt's, Cäſar iſt mein Bruder.

— Ich leide ſeit Jahren an einer unheilbaren Leberkrankheit, und habe mir geſtern vom Dr. Fenchelkopf, der auch der Arzt meines Bruders iſt, dieſes Zeugniß ausſtellen laſſen, um meinen Abſchied vom Militairdienſt zu erhalten. Mein Bruder Agathon hingegen iſt vielleicht der geſundeſte Menſch auf Gottes Erdboden. Agathon, zeige dem Herrn Dein Atteſt.

Grützmacher, der unterdessen Zeit gefunden, sich zu sammeln, holte das Gesundheits-Attest hervor.

— Hier ist es.

Der Bankier las es und nickte mit dem Kopfe.

— Wahrlich, es bedurfte dieses Attestes nicht ... Ihr ganzes Aussehen zeugt von einer strotzenden Fülle der Gesundheit ... Wie groß soll die Summe sein, mit der Sie Ihr Leben versichern wollen? fragte der Banquier und gab dem Pseudo-Bruder des Herrn von Grützmacher das Krankheits-Attest zurück.

— 4000 Thaler.

— Gut! Wollen Sie sich sogleich einkaufen?

— Ja, mein Herr.

— Die Prämie wird nach §. 50 der Verfassung auf ein ganzes Jahr voraus bezahlt.

— Wie viel beträgt die Prämie?

— 120 Thaler.

— Hier sind 120 Thaler, sprach Herr von Löffelmeier, der diese Summe, wie schon gestern verabredet worden war, seinem Freunde Grützmacher auf 6 Tage vorschoß.

Herr von Grützmacher erhielt eine Police von 4000 Thalern und eine Quittung über die bezahlte Prämie.

— Sie gingen.

— Bruder, rief Herr von Löffelmeier, als er kaum auf der Straße war, jetzt iſt Dir geholfen.

— Geholfen? das kann ich noch immer nicht einſehen.

— Weil Du dumm, ſtockdumm biſt. Zieht der Menſch das falſche Zeugniß aus der Taſche! Beſaß ich nicht die Geiſtesgegenwart, mich für Deinen lebenskranken Bruder auszugeben, ſo war mein ganzer Plan vereitelt! Jetzt iſt unſer Spiel gewonnen. Komm, komm!

IV.

Der Rentier.

Im dritten Stockwerke eines alten Hauſes in der Froſchgaſſe wohnt Herr Zacharias Wachtelhuber, welcher erſt mit Pferden, dann mit alten Büchern und zuletzt mit Papieren gehandelt und in letztern ſo viel gewonnen hatte, daß er ſeit 15 Jahren von ſeinen Renten lebt. Er iſt ein Hageſtolz, der nur für ſich und einen alten Mops zu ſorgen hat, der Springerl heißt, und beiläufig geſagt, ſo dick iſt, daß er ſich nur mit der größten Anſtrengung von einer Stelle zur andern tragen kann.

Herr Wachtelhuber iſt, wie faſt jeder Rentier, ein Geizhals, der ſich niemals ein Vergnügen gönnt. Seit 20 Jahren war er nur einmal im Theater und auch da nur im letzten Rang geweſen. Seit 10 Jahren hat er keinen öffentlichen Vergnügungsort beſucht, denn ſein Geiz nennt es eine gottloſe Verſchwendung, irgendwo Entreegeld zu bezahlen. Obgleich ſo reich, daß er ſich Pferde und Wagen halten könnte (denn Fortuna warf ihm einmal das große Loos zu) geht er doch immer, ſelbſt bei'm ſchlechteſten Wetter zu Fuße, denn ſein Geiz nennt es eine Verſchwendung, wenn ein Menſch, der nicht vom Regen durchnäßt werden will, in eine Droſchke ſteigt. Jahr aus, Jahr ein, trägt er einen und denſelben erbſengelben Ueberrock, einen und denſelben kirſchbraunen Frack und ſelbſt im Sommer trägt er dieſe beiden Röcke und ſeine Gummi-Galoſchen, die er einmal von ſeinem Nachbar zum Weihnachtsgeſchenk erhalten. Seit 10 Jahren trägt er einen und denſelben Hut, faſt eben ſo lange ein paar baumwollene Handſchuhe. Morgens trinkt er 4 Taſſen ſchwarzen Kaffee, denn ſein Geiz nennt es eine gottloſe Verſchwendung, wenn man denſelben mit Sahne trinkt; zu jeder Taſſe braucht er nicht mehr, als ein winzig-

kleines Stückchen Zucker, das er während des Trinkens auf der Zunge langsam zerfließen läßt. Mittags ißt er nur Suppe und Gemüse, nur zwei Mal in der Woche gönnt er sich Fleisch und nur Sonntags ein Gläschen Rothwein, von dem die Bouteille 7 Silbergroschen, 6 Pfennige kostet; im Uebrigen trinkt er nur Wasser. Aus Geiz hat er sich in letzterer Zeit auch das Rauchen abgewöhnt und sich auf das Schnupfen reducirt, doch schnupft er nur solchen Tabak, von dem das Loth kaum einen Dreier kostet. Nur einmal im Jahre, an seinem Geburtsfeste, spielt er mit seinem Stiefbruder, der ebenfalls Rentier und Hagestolz ist, Piket, das Hundert zu 2 Silbergroschen. Herr Wachtelhuber kennt wirklich nur ein Vergnügen: Geld, Geld und wieder Geld. An langen Winterabenden, wenn er mit der Nachtmütze, die seit dem letzten Lustrum keine Seife gesehen, auf dem Haupte, mit seinem Mopse am halbgeheizten Ofen sitzt, zählt er seine blanken Thaler und preis't den Himmel der ihn gesegnet hat. Dann und wann macht er noch ein kleines Geschäftchen, d. h. er leih't auf ein Pfand den zehnten Theil des Werthes oder auf ein Papier, das so sicher wie ein Rothschild'scher Wechsel ist.

Zu den unglücklichen Kunden, denen Herr Wachtelhuber auf Pfand oder Wechsel, gegen christliche Zinsen dann und wann kleine Geldsummen vorschoß, gehörte auch von Löffelmeier. Erst vor drei Tagen hatte er diesem, gegen einen Wechsel, zahlbar in zwei Monaten, 200 Thaler geliehen, wofür ihm Löffelmeier 300 Thaler verschrieben. Wir nennen das Wucher, Herr Wachtelhuber nennt es — die Ansichten sind oft verschieden — ein solides Geschäftchen.

Dieser edle Menschenfreund, der schon Manchem mit christlicher Liebe das Fell über die Ohren gezogen, saß eben, mit seinem Mops auf dem Schooße, beim Morgenkaffee, als sein alter Kunde, Herr von Löffelmeier, und dessen Freund Grützmacher eintrat.

— Guten Morgen, Herr Wachtelhuber.

— J guten Morgen, Herr von Löffelmeier, erwiederte der Rentier, seine Nachtmütze rückend, darf ich mich erdreisten zu fragen, was mir schon so früh die Ehre Ihres Besuches verschafft?

— Ich stelle Ihnen hier einen meiner intimsten Freunde, den Freiherrn Agathon von Grützmacher, den Neffen eines alten, steinreichen Edelmannes, vor

der vier Rittergüter und — Dank den Göttern! — keine Kinder hat. Mein Freund wird einſt der einzigſte Erbe eines unermeßlichen Vermögens; aber dermalen befindet er ſich in einer momentanen Geldverlegenheit und wünſcht bei Ihnen eine Anleihe zu machen.

— Bei mir eine Anleihe? Vor drei Tagen habe ich mir von meinem Stiefbruder 20 Thaler leihen müſſen, um meinem Rechtsfreunde eine Koſtenrechnung bezahlen zu können. Es thut mir leid, daß ich Ihrem Freunde nicht dienen kann.

— Sie werden anders reden, wenn ich Ihnen ſage, daß er ein Document in ſeinen Händen hat, das ſo gut als ein Staatspapier iſt und das er Ihnen cediren will, wenn Sie im Stande ſind, ihm helfen zu können.

— Was iſt das für ein Document, wenn ich fragen darf?

— Eine Police der Gothaiſchen Lebensverſicherungsanſtalt, worin ſich mein Freund mit 4000 Thalern eingekauft hat. Hier die Police und hier die Quittung über die bezahlte Prämie.

Der Rentier ſetzte ſich ſeine Brille auf die Naſe, ſtellte ſich an's Fenſter und las.

— Und was soll ich damit?

— Sie sollen ihm auf diese Police 2000 Thaler leihen.

— Nicht 2000 Groschen! Die Police hat ja dann erst Werth, wenn Ihr Freund gestorben ist.

— Der Baron ist, wie Sie sehen ...

— Sehr gesund, fiel ihm der Rentier in's Wort.

— Im Gegentheil, krank, sehr krank. Sein Arzt versichert, er habe nur 2 Jahre noch zu leben ... Der Baron leidet an einer hartnäckigen Leberkrankheit und seine Constitution ist dergestalt angegriffen, daß sie uns Allen große Besorgniß einflößt ... Hier lesen Sie das ärztliche Attest.

Der Rentier setzte sich wieder seine Brille auf die Nase, stellte sich an's Fenster und las.

— Das ist Alles recht schön, Alles recht gut, aber ich habe kein Geld.

— Herr Wachtelhuber, Sie haben wirklich kein Geld?

— Nein.

— Nun denn, so muß ich das Geschäft mit Herrn Semmelhofer abschließen. Er schreibt mir,

daß er bereit sei, meinem Freunde 1200 Thaler auszuzahlen, wenn dieser ihm die Police cediren will.

Der Banquier setzte die Brille auf die Nase, stellte sich an's Fenster und las den Brief.

— Wenn Ihr Freund nicht jedes Jahr pünktlich die Prämien der Police bezahlt, so hat sie nicht mehr Werth als ein leeres Stück Papier ...

— Ich will mich schriftlich verbindlich machen, die Prämien für ihn pünktlich zu bezahlen.

— In diesem Falle wäre ich bereit, die Police zu kaufen, doch könnte ich höchstens 1000 Thaler dafür zahlen.

— Nur den vierten Theil ihres Werthes?

Wo denken Sie hin!

Man handelte hin und her. Endlich entschloß sich Herr Wechselhuber, 1500 Thaler zu zahlen.

Grützmacher, der mit dieser Summe zufrieden war, cedirte ihm die Police, Löffelmeier bürgte für die pünktliche Prämienzahlung und — das Geschäft war abgemacht.

V.

Grützmacher hatte wieder Geld. Mittags speiste er wieder im ersten Hotel, Abends gähnte er wieder im ersten Rang der Oper.

— Eine Hand wäſcht die Andre, ſagte Löffelmeier. Ich half Dir, nun hilf auch mir. Ohne Umſchweife: ich brauche 300 Thaler.

— Hier ſind ſie!

Am andern Morgen reiſte Löffelmeier, um ſeinen Gläubigern aus dem Wege zu gehen, nach London.

VI.

(Wenn ein Verſicherter in activen Kriegsdienſt oder in Seedienſt geht, wird die ſein Leben betreffende Police ungültig.

§. 61 der Verfaſſung der Goth. L.-V.-Bank.)

Ein halbes Jahr war ſeitdem verſtrichen. Grützmacher hatte wieder kein Geld, diesmal aber wußte er ſich nicht zu helfen. Er ſchnitt ſich eine neue Feder und ſchrieb an Wachtelhuber folgendes Billet:

Mein Herr!

Ich halte es für meine Pflicht, Ihnen die Anzeige zu machen, daß ich geſonnen bin, nach Spanien zu gehen, um dort für die Sache der Chriſtinos zu ſtreiten. Ich weiß zwar, daß ich an Ihnen ein Unrecht begehe, denn wenn ich in

Kriegsdienſte trete, ſo wird die mich betreffende Police ungültig; allein mir bleibt (aufrichtig geſagt) nichts Anderes übrig, denn ich werde hier ſehr gedrängt von einem Manne, dem ich 100 Thaler ſchulde, und der auf Perſonalarreſt angetragen hat. Sie werden einſehen, daß es weit vernünftiger iſt, ſich todtſchießen als einſperren zu laſſen. Nur dann, mein Herr, wäre es möglich, daß ich mich entſchlöſſe, meinen Plan aufzugeben, wenn Sie ſich geneigt finden ließen, mir dieſe 100 Thaler vorzuſchießen. Wollen Sie das nicht, ſo reiſe ich morgen Abend.

Mit rückſichtsloſer Hochachtung wage ich mich zu nennen

Ihren

ganz ergebenen

Agathon Baron v. Grützmacher.

Man denke ſich Wachtelhubers Schreck und Verzweiflung! Er eilte zu Grützmacher, machte ihm tauſend Gegenvorſtellungen — alles umſonſt.

— Sie wollen alſo wirklich nach Spanien?

— Ja!

— Wollen wirklich in den Kriegsdienſt treten?

— Ja!

— Aber bedenken Sie doch, daß dann die Police, für die ich Ihnen 1500 blanke Thaler bezahlt, null und nichtig iſt.

— Soll ich mich etwa Ihretwegen einſperren laſſen? Hier ſehen Sie meinen Paß ... hier meinen Koffer ... in einer Stunde reiſe ich.

— Bleiben Sie ... es bleibt mir nichts Anderes übrig ... ich werde Ihnen die 100 Thaler vorſchießen, wenn Sie mir ſchriftlich Ihr Ehrenwort geben, daß es Ihnen nie einfallen wird, Kriegsdienſte zu nehmen.

— Die 100 Thaler und ich bleibe.

— Verfluchte Police! murmelte der erbſengelbe Rentier und zahlte Herrn Grützmacher 100 Thaler, der dafür folgenden Schein ausſtellte:

„Ich gebe Herrn Wachtelhuber mein Ehrenwort, daß ich, um ihm einen Beweis meiner Freundſchaft zu geben, nie mehr Kriegsdienſte nehme.

B. am 13. Mai 1835.

Agathon Baron v. Grützmacher.“

VII.

(Die Verſicherung wird null und nichtig, wenn der Verſicherte im Zweikampf, durch Selbſtmord, oder durch die Hände der Gerechtigkeit fällt.

§. 63 der Verfaſſung der Goth.-L.-V.-Bank.)

Vierzehn Tage ſpäter erhielt um 10 Uhr Abends Herr Wachtelhuber, der ſchon im Bette lag, folgendes Billet:

Mein Herr!

Ich ſtehe am Vorabend eines großen Ereigniſſes. Mein Leichtſinn hat mich verleitet, heute Abend mit einem meiner Freunde Ecarté, die Parthie um 6 Thaler zu ſpielen. Ich hatte Guignon und verlor in einer halben Stunde 13 Parthieen. Erſt als wir aufhörten, erinnerte ich mich, daß ich kein Geld bei mir hatte. Ich muß Ihnen die 66 Thaler ſchuldig bleiben, ſagte ich zu meinem Freunde. Wie? rief dieſer, Sie ſpielen ohne Geld zu haben? Das iſt infam! Infam? rief ich. Mein Herr, ich bin gewohnt, ſolche Frechheit zu beſtrafen. Sie müſſen ſich mit mir ſchlagen. Wann? fragte Jener. Morgen früh um 7 Uhr, ſagte ich.

Abgemacht! Morgen früh, mit Tagesanbruch muß ich als Ehrenmann, mich ſtellen. Beten Sie für mich, daß ich am Leben bleibe, denn, wenn die Bank erfährt, daß ich im Zweikampf gefallen bin, ſo iſt nach §. 63 die Police ungültig. Fällt mein Gegner, ſo bleibt mir nichts Anderes übrig, als die Flucht. Wir werden uns alſo wahrſcheinlich nicht mehr ſehen, und darum nehme ich ſchriftlich von Ihnen Abſchied.

B. am 28. Mai 1835.

Ihr

Agathon Baron v. Grützmacher.

Wachtelhuber war wie vom Blitz gerührt.

— Das Duell muß ich zu verhindern ſuchen, rief er außer ſich, ſprang raſch aus dem Bette und lief in Schlafrock und Unterhoſen zu Grützmacher.

— Herr, ſind Sie des Teufels! rief er Zornglühend.

— Warum?

— Sie wollen ſich duelliren?

— Soll ich den Schimpf auf mir ſitzen laſſen?

— Das verſteht ſich .... Sie werden mich

doch nicht unglücklich machen wollen? Wenn Sie fallen, hab' ich mein Geld verloren!

— Aber meine Ehre!

— Ehre hin, Ehre her ... Sie dürfen ſich nicht ſchlagen ...

— Glauben Sie denn, daß es ein Vergnügen iſt, ſein Leben auf den Lauf einer Piſtole zu ſetzen? Aber ich muß ...

— Bezahlen Sie die 65 Thaler, die Sie ihm ſchuldig ſind und er wird Sie laufen laſſen.

— Bezahlen? Das iſt leicht geſagt, ich habe aber kein Geld zum Bezahlen ...

— Verſetzen Sie Alles, was Sie haben ...

— Ich habe aber nichts.

— Fünfmalhunderttauſend Teufel! da ſoll alſo ich das Geld bezahlen? ...

— Thun Sie das nicht, ich laſſe mich lieber erſchießen ...

— Glauben Sie etwa, daß mir etwas an Ihrem Leben liegt! Ich wollte, Sie brächen je eher, je lieber den Hals. Aber die Police, die verfluchte Police ...

— Ja, die iſt nach §. 63 der Verfaſſung freilich ungültig, wenn ich falle.

— Gut, ich will Ihre Schuld bezahlen, wenn

Sie mir ſchriftlich Ihr Ehrenwort geben, daß Sie ſich diesmal nicht und überhaupt nie mehr duelliren wollen.

— Das Geld her, und ich werde mich nie duelliren.

— Verfluchte Police, murmelte der erbſengelbe Rentier und zahlte 65 Thaler an Grützmacher, der dafür folgenden Schein ausſtellte:

Ich gebe Herrn Wachtelhuber mein Ehrenwort, daß ich, um ihm einen Beweis meiner unbegrenzten Freundſchaft zu geben, mich nie mehr duelliren werde.

B. am 28. Mai 1835.

Agathon Baron v. Grützmacher.

VIII.

Es war noch kein Monat verfloſſen, als Herr Wachtelhuber Morgens um 6 Uhr (als er und ſein Mops noch in den Federn lagen) ein Billet mit einem ſchwarzen Siegel erhielt, das er haſtig erbrach. Aber was las er?

Mein Herr!

Es thut mir herzlich leid, Ihnen anzeigen zu müſſen, daß ich auf dem Punkte ſtehe, mir das Leben zu nehmen, wenn Sie mir nicht 300 Thaler leihen. Wenn das Geld nicht innerhalb einer Stunde in meinen Händen iſt, ſo bin ich entehrt und jage mir eine Kugel durch den Kopf; das thäte mir, aufrichtig geſagt, nur darum leid, weil die Police, die ich Ihnen cedirt habe, nach §. 63 der Verfaſſung alsdann null und nichtig wäre. Die Piſtole iſt geladen ... ich erwarte Ihre Antwort.

Agathon Baron v. Grützmacher.

— Ich werde wahnſinnig vor Zorn, rief der verzweifelte Rentier und eilte ſchweißtriefend zu Grützmacher ...

— Menſch, Sie wollen ſich erſchießen?

— Präciſe 9 Uhr ...

— Teufel warum?

— Ich bin des Lebens überdrüſſig. Alles, was mich anſieht — mahnt mich ... hier ſehen Sie die Piſtole ... ein Druck und Alles iſt überſtanden.

— Grützmacher, Baron, wollen Sie mich denn

mit aller Gewalt unglücklich machen? Hab' ich denn nicht ſchon genug für Sie gethan? Glüht denn nicht ein Fünkchen von Dankbarkeit in Ihrer Seele? Sie wollen ſich das Leben nehmen? Wollen mich dadurch an den Bettelſtab bringen? Selbſtmord, ſagt unſer großer Schiller, iſt die einzige Sünde, die der Menſch nicht bereuen kann. Verſündigen Sie ſich nicht gegen die heiligſte Pflicht des Menſchen, bedenken Sie Grützmacher, es lebt ein Gott!

— Die Sünde fällt auf Ihr Haupt zurück; Sie können mich retten und wollen es nicht. Doch wozu noch Worte verlieren? der Zeiger rückt ... Sie haben nur noch 10 Minuten zum Ueberlegen ... Sie geben mir 300 Thaler oder (hier ſetzte er die Piſtole an den Mund.)

— Halten Sie ein, halten Sie ein, ich will Ihnen 100 Thaler geben ...

— Die nützen mir nichts!

— Gott im Himmel, wie haſt Du mich geſtraft! Grützmacher, haben Sie Mitleid mit einem alten Mann, der ſchon mit einem Fuß im Grabe ſteht. Ich will Alles für Sie thun, was ich kann, ich will (bewundern Sie meine Großmuth) noch 50 Thaler zulegen.

— 300 Thaler, oder ...

— Halten Sie ein, halten Sie ein ... Sie ſollen Sie haben, wenn Sie mir ſchriftlich Ihr Ehrenwort geben, daß Sie ſich nicht erſchießen.

— Geld her!

— Verfluchte Police! murmelte der erbſengelbe Rentier und zahlte 300 Thaler an Herrn Grützmacher, der dafür folgenden Schein ausſtellte:

Ich gebe Herrn Wachtelhuber mein Ehrenwort, daß ich, um ihm einen Beweis meiner unbegrenzten Freundſchaft zu geben, mich niemals erſchießen werde.

B. am 23. Juli 1835.

Agathon Baron v. Grützmacher.

IX.

Zwei Monate ſpäter erhielt Herr Wachtelhuber abermals ein Billet.

Mein Herr!

Leihen Sie mir 300 Thaler, oder ich nehme mir das Leben.

Grützmacher.

Zehn Minuten ſpäter ſtürzte der wüthende Rentier in's Zimmer.

— Herr, rief er außer ſich, Sie ſind ein Schuft!

— Wie ſo? fragte Jener.

— Sie haben mir Ihr Ehrenwort gegeben, daß Sie ſich niemals erſchießen werden.

— Wer ſagt Ihnen denn, daß ich mich erſchießen will.

— Was wollen Sie thun?

— In's Waſſer ſpringen, mit Ihrer gütigen Erlaubniß.

— Das iſt zum Raſendwerden!

— Setzen Sie ſich, Herr Wachtelhuber!

— Menſch, ich erdroſſele Sie!

— Thun Sie das, dann erſpare ich mir den Sprung in's Waſſer.

— Springen Sie meinetwegen, wohin Sie wollen, ich gebe Ihnen keinen Pfennig mehr.

— Gut, abgemacht, ſprach Grützmacher, und nahm ſeinen Hut.

— Wohin, Wütherich?

— In's Waſſer.

— Bleiben Sie ... Teufel, Engel will ich ſa-

gen, bleiben Sie, ich will Ihnen einen Vorschlag machen ... Sie werden einsehen, daß das nicht so fortgehen kann. Sie wissen nicht, wovon Sie leben sollen, ich will Ihnen helfen: Sie wissen, daß ich keine Kinder habe, ich will Sie adoptiren: Sie sollen bei mir freie Wohnung, freie Kost haben, ich will sorgen für Sie, wie für meinen Sohn ... Sind Sie damit zufrieden?

— Nein!

— Nun, so will ich Ihnen, wenn Sie zu mir ziehen, noch außerdem monatlich 10 Thaler Taschengeld geben.

— 10 Thaler? das ist zu wenig.

— Also 20 Thaler.

— Dreißig und noch heute ziehe ich zu Ihnen.

— Gut, sprach der erbsengelbe Rentier, der sich, erschöpft, den Schweiß von der Stirne wischte.

Noch an demselben Abend zog Grützmacher zu seinem Wohlthäter.

X.

Zwei Monate später präsentirte der Rentier Wachtelhuber bei dem Agenten der Lebensversicherungs-Bank einen Todtenschein, laut welchem Herr Agathon

Baron von Grützmacher am 28. November am Schlagfluß gestorben sein sollte.

Wachtelhuber erhielt sofort 4000 Thaler ausgezahlt.

L'homme est mort, vive la police!

Herr Hypolith Knorpel.

Herr Hypolith Knorpel, eines jener ſtaatsbürgerlichen Individuen, die, in der civiliſirten Welt als Huiſſiers, Gerichtsdiener oder Executoren bekannt, der Schrecken und die Nemeſis aller Schuldenmacher ſind, hatte von der hohen Obrigkeit den ſchmeichelhaften Auftrag erhalten, einen ehemaligen Schiffs-Capitain, Paul Wrack, der wegen einer Schuld von 18,000 Thalern die Flucht ergriffen, zu verfolgen und gefangen zu nehmen. Herr Hypolith Knorpel, begleitet von ſeinem Neffen Ludewig, macht ſich auf die Reiſe. Sein Neffe, ein geniales Gaſſenbübchen, der Adjutant, der Spion, das Factotum ſeines ſtaatsbürgerlichen Onkels, erfährt, daß der Capitain, den die hohe Obrigkeit verfolgen läßt, ſich auf einem Landgute, unfern des Hafens, verborgen hält. Der muntere Ducdez-Spion triumphirt, und Onkel Knorpel, der in den Mußeſtunden auch Naturdichter iſt,

will — man gönne ihm dieſe Freude — ein Gedicht darauf machen. Paul Wrack hat unterdeſſen, um friſche Luft zu ſchöpfen, ſeinen Schlupfwinkel verlaſſen und ſich auf die offene Straße gewagt. Onkel Executor giebt ſeinem kleinen Attaché einen Wink, der eilig davon eilt, um die Helfershelfer zu holen, die den Capitain feſtnehmen ſollen. Herr Hypolith Knorpel verwickelt das Opfer der hohen Juſtiz in ein harmloſes Geſpräch, in der Hoffnung, daß unterdeſſen ſeine dienſtbaren Geiſter eintreffen werden; aber dieſe Schlingel bleiben ſo lange aus, daß Knorpel ſich genöthigt ſieht, ſie zu holen. Unterdeſſen kommt Jakob Wrack, der Bruder des Vigilirten, ein Capitain, deſſen Schiff eben die Segel lichtet, um in die See zu gehen. Noch zur rechten Zeit treffen Knorpel und die Seinen ein, die ſich auf des Neffen Rath in Matroſentracht gehüllt, um den ſchlauen Schuldner deſto leichter in ihr Netz zu locken. Onkel Executor will nun, im Bewußtſein ſeiner Macht, den Schuldner arretiren.

— Mit welchem Rechte? fragt der Capitain.

Knorpel zeigt, um ſich und ſein Recht zu legitimiren, ſeine Papiere.

— Das ſind ja Verſe! ruft der Capitain.

— Ja ſo, entſchuldigen Sie, ich habe mich nur vergriffen, hier iſt der Verhaftsbefehl.

— Capitain, rufen die Matroſen, Alles iſt zur Abreiſe fertig!

Iſt's gefällig? fragt Knorpel, der ſein Opfer arretiren will.

— Halt, Schurken! ruft der Bruder des Gefangenen, Ihr gebt Euch für Gerichtsdiener aus, Ihr lügt! Ihr ſeid Matroſen, die von meinem Schiff entlaufen.

— Sie befinden ſich auf einem Holzweg, liebſter Seemann, aber die Idee gefällt mir, ich werde ein Gedicht darauf machen.

— Man packe die Schurken und ſchiffe ſie ein.

— Hören Sie mal, ruft Knorpel in der größten Aufregung, wir verbitten uns alle ſchlechten Witze in ſtaatsbürgerlicher Hinſicht!

— Fort, fort! ruft der Capitain!

Onkel und Neffe werden, trotz allen Sträubens, eingeſchifft. Die Matroſen lichten die Segel und — das Schiff paſſirte die Linie. Herr Hypolith Knorpel ſoll, ſo will es der alte Schiffmann'sbrauch, die tropiſche Taufe empfangen.

— Haben Sie Courage, Onkel? fragte der kleine Taugenichts.

— Unvernünftig, in ſtaatsbürgerlicher Hinſicht.

— Nun gut! dann gehen wir durch die Lappen.

— Hier unter der Linie? Die See ſoll, einem on dit zufolge, ſtellenweis ſehr tief ſein.

— Dann ſchwimmen wir.

— Schwimmen? thörichter Gedanke in ſtaatsbürgerlicher Beziehung! Soll Dein Onkel wie ein Bückling im Rachen eines Wallfiſches ſpurlos verſchwinden? Nein, wahnſinniger Neveu!

Der arme Executor muß nun zum böſen Spiele gute Miene machen: er empfängt die tropiſche Taufe: er wird über Bord gehalten und mit Waſſer begoſſen. Aber während dieſer feierlichen Ceremonie hört man einen Kanonenſchuß fallen; es nahen zwei Briggs mit Seeräubern.

— Jeder auf ſeinen Poſten! ruft der Capitain, zum Kampf! zum Kampf!

Der Executor will vor Angſt verzweifeln.

— Giebt's denn kein Mittel, ſich mit den Räubern zu arrangiren?

— Keines, erwiedert der Capitain; wenn ſich die Räuber unſeres Schiffs bemächtigen, ſo werfen

ſie alle Männer über Bord und verſchonen nur die Frauen, die ſie in Marocco verkaufen. Alſo ſiegen oder ſterben!

— Kann nicht das Erſtere ohne das Letztere geſchehen? fragt Knorpel.

— Da ſind ſie, rufen Alle.

Es beginnt nun ein großes Seegefecht. Die Corſaren tragen den Sieg davon und dringen auf's Schiff, bemächtigen ſich des Capitains und der ganzen Mannſchaft.

— Der Sieg iſt unſer, über Bord mit der Mannſchaft!

Knorpel und ſein Neffe, die während des Gefechtes Zeit gewonnen, ſich in eine Kajüte zu verkriechen, erſcheinen als Frauen verkleidet auf dem Verdeck.

— Was, Frauenzimmer? rufen die Corſaren.

— Seid menſchlich in ſtaatsbürgerlicher Hinſicht, laßt Euch durch Weiberthränen rühren, ruft Knorpel in Thränen zerfließend.

— Der Schönheit kann man nichts abſchlagen, erwiedert der Corſarenhauptmann, die Mannſchaft ſoll leben, man ſoll ſie an's Land ſetzen. Aber Sie, meine Damen, bleiben die Unſrigen.

Die Corſaren ſegeln von dannen und landen — in Marocco.

Auf dem Sclavenmarkte zu Marocco, wo die gekaperten Frauen wie Gänſe oder anderes Geflügel an den Meiſtbietenden verkauft werden, begegnete Sieur Ruscar, der Hauptmann der Seeräuber, Sr. Excellenz dem Chef der Eunuchen. Sr. Excellenz erzählen dem Sclavenhändler, Seine Majeſtät, der König von Marocco ſei in eine Melancholie verfallen, die an Dummheit grenzt. Zu den vielen dummen Paſſionen des erhabenen Monarchen gehört auch die, daß er nur Frauen von ſehr bedeutendem Umfang liebt. — Je fetter, deſto beſſer! Sobald in Marocco eine Frau das Unglück hat, mager zu werden, wiegt man ſie und ſobald ſie nicht mehr 150 Pfund wiegt, ſo wird ſie — wäre ſie auch ſo ſchön als Mahomet's erſte Gattin — in einen Sack geſteckt und ohne Schonung in den erſten beſten Canal geworfen. Sr. Majeſtät, der König, ſo erzählt der Chef der Eunuchen, habe erfahren, daß der Paſcha von Egypten ein Frauen-Exemplar beſitze, das (o Allah!) zweihundert Pfund wiegt. Der erhabene Monarch hat ſich die fixe Idee in den Kopf geſetzt, eine Sultanin zu beſitzen, die wo möglich eben ſo

viel wiege. Der Sclavenhändler verſpricht ihm ein Seitenſtück zu liefern. Seine Excellenz, unendlich gerührt, verfügt ſich ſofort in's Serail, um einen Strahl der Hoffnung in die Bruſt des unglücklichen Potentaten zu ſenken. Auf einen Wink des Sclavenhändlers eilen ſämmtliche Sclavinnen, und unter dieſen auch Onkel Knorpel und ſein kleines Anhängſel herbei.

— Geben Sie uns frei, bittet Knorpel, laſſen Sie uns ziehen.

— Das iſt unmöglich, donnert der Sclavenhändler, ich habe Euch bereits verkauft.

— Verkauft, ruft Knorpel, und an wen?

— In wenigen Augenblicken wird der liebenswürdigſte Prinz der Welt, der König von Marocco, Dir ſein Schnupftuch werfen.

— Sein Schnupftuch? Wird es hinreichen, meine Thränen zu trocknen?

— Beruhige Dich, Roſe des Occidents, auf Wiederſehen, Favorit-Sultane.

— Roſe des Occidents? Onkel, ich glaube, der ſchimpft.

— Oeffnet die Gitter, ruft der Sclavenhändler, der Markt beginnt.

Da nah't ein langer Zug — in der Mitte Seine Majeſtät, der König von Marocco, geſtützt auf zwei Sclaven, die ihn zum Throne führen, worauf er ſich unter dem Jubelgeſchrei des Volkes, allergnädigſt niederzulaſſen geruht.

— Es lebe der König von Marocco, ruft das dumme Volk.

Schahababaham der 97., ein Rindvieh erſter Claſſe mit Eichenlaub, befiehlt ſeinen geliebten Unterthanen, das Maul zu halten und ihm das dicke Wunder, das Weib, das 200 Pfund wiegen ſoll, vorzuführen.

— Sire, ſagt der Sclavenhändler, ſie wird ſogleich erſcheinen.

— Nehmt Euch in Acht, wenn dieſe Sylphe nur ein halbes Pfund weniger wiegt, ſo müßt Ihr den Thieren meiner Menagerie zum Frühſtück dienen.

— Sire, ich garantire für das Gewicht und die Qualität.

Da nah't Herr Knorpel in türkiſcher Frauenkleidung. Wer hätte je geglaubt, daß ein berliner Executor auf ſeine alten Tage zur Favorit-Sultane avanciren könnte!

Seine Majeſtät, der König von Marocco, geruht voll Verwunderung das Maul aufzuſperren!

— Was ſeh ich! ruft Schahahabaham der 97. und ſingt wie Tamino in der Zauberflöte: „das Bildniß iſt bezaubernd ſchön!“ Ich fühle meine Sinne berauſcht. Man wiege ſie!

Knorpel wird gewogen — ein Executor iſt in civiliſirten Staaten ein Mann von Gewicht, es zeigt ſich, daß er dreihundert Pfund wiegt.

— Drei Centner! ruft Schahahabaham! Da ſind 300 Zechinen, die Sclavin iſt mein.

— Sire, vielleicht würde ein Anderer ...

— Dir etwa mehr geben? Das ſei ihm nicht verwehrt — er trete vor, aber ich laſſe ihn ſpießen.

— Sire, behalte ſie!

— Es lebe der König! ruft das entzückte Volk.

Schahahabaham wirft Hrn. Knorpel das Schnupftuch zu.

— Das bringe ich meiner Frau als türkiſchen Shawl mit.

— Sclaven! ruft der König, tragt die Sultane im Triumph nach dem Serail!

— Wer mir zu nahe kommt, dem kratze ich die Augen aus.

— Gehorcht, befiehlt der König.

Die Eunuchen verfolgen Herrn Knorpel, der entfliehen will; er wehrt sich und verliert seinen Kopfputz.

— Was seh' ich! ruft Seine Majestät, das Weib hat einen Backenbart!

— Es ist ein Mann, ruft das Volk!

— Eine Frau, die ein Mann ist! Wer bist Du?

— Hypolith Knorpel, Gerichtsdiener und Naturdichter.

— Abscheulich! Ein Gerichtsdiener statt einer Bajadere? Ungeheure Ironie und kannibalische Malice! Aber Rache! ruft Schahahababaham der Weise und Gerechte, Alle lasse ich massacriren — erst Dich, dann den Kaufmann, Balbecki (den Chef der Eunuchen) und alle meine vielgeliebten Unterthanen. Ergreift den Betrüger und werft ihn in's Wasser.

Knorpel wird fortgeschleppt und in's Wasser geworfen. Das Meer aber, großmüthiger als der König von Marocco, wirft ihn an eine wüste, menschenleere Küste, wo er, à la Robinson, sich gewal-

tig ennuyirt. Da gewahrt er Fußstapfen — Menschentritte — 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. — Acht Füße! Ein Kerl mit 8 Füßen! Ein Menschenfresser! Man kommt, er ist's.

Aber statt des Menschenfressers erscheinen seine Helfershelfer, begleitet von einigen Matrosen, die den Corsaren glücklich entkommen und durch Zufall auf derselben wüsten Insel gelandet waren.

— Wo' sind wir jetzt? fragt der glückliche Knorpel.

— An der Küste von Japan, antwortet der Matrose.

— Ne — Pan, das ist unmöglich!

— Kommt nur mit; unser Schiff liegt zwei Meilen von hier vor Anker und hält Quarantaine. Im Lande herrscht großer Lärm. Der Kaiser von Japan ist gestorben und ein mächtiger Tartarenprinz hat das Land mit Krieg überzogen.

So ein Ueberzug ist manchmal sehr theuer, antwortet Knorpel.

— Sie wissen sich dort nicht zu helfen, erzählte der Matrose, und haben dem den Thron angeboten, der den Feind, lebendig oder todt gefangen nimmt.

Der Zufall führt in demselben Augenblick den

tartariſchen Prinzen herbei, auf deſſen Kopf der japaniſche Staatsrath einen ſo hohen Preis ausgeſetzt.

— Das iſt ein Haupthahn, ruft Knorpel, den Preis wollen wir ſchon verdienen. Greift zu, arretiert ihn!

Und das geſchieht denn auch. Der Prinz flucht, wehrt ſich, Alles umſonſt, ſie ſchleppen ihn auf's Schiff und bringen ihn nach der Hauptſtadt.

Im Palaſt des Kaiſers von Japan iſt der Staatsrath verſammelt, um zu delibriren, wen man an die Spitze des Heeres ſtellen, wen man auf den Thron erheben ſoll. Der Staatsrath beſteht aus dem Conſeilspräſidenten Thintatſchi und ſechs Miniſtern; der Eine, Hitzhatſchi, Miniſter des Cultus, ſtottert; der Andere, Miniſter der Polizei, iſt einäugig; der Miniſter der Finanzen harthörig und der Miniſter des Krieges lahm — ein Miniſterium, wie man ſich's nur wünſchen kann!

Da naht Prinzeſſin Tulipanette. Sie bringt dem Staatsrath die Kunde, daß das japaniſche Volk einen Fremden, der den tartariſchen Prinzen gefangen genommen, zum Kaiſer erwählt hat. Die Prinzeſſin und der Staatsrath entfernen ſich.

Im Triumph wird nun der neue Kaiſer in ſei-

nen Palaſt eingeführt. Die japaniſche Leibgarde, Fahnenträger, Becken- und Paukenſchläger und tanzende Bajaderen eröffnen den Zug, dann der gefangene Prinz, von Soldaten umringt; ihm folgen vier Edle, die einen reichen Palankin tragen, worauf der Kaiſer von Japan, der ci-devant Executor Knorpel, im vollen Kaiſerornate ſitzt. Hinter ihm der Staatsrath und die Leibwache.

Der neue Kaiſer hält vom Palankin herab im Recitativ folgende claſſiſche Thronrede:

„Vergönnt zwei Worte mir, o Volk,
Bevor ich meinen Fuß auf dieſen Boden ſetze,
Nehmt meinen Dank für Euer anſtändiges Betragen,
Es iſt ein ſchöner Zug, daß Ihr zum Kaiſer mich erwählt;
Knorpel der Erſte mögt Ihr mich nun nennen,
Auf andere Titel leiſte ich Verzicht,
Nennt Vater mich fortan!“

— Hurrah! Es lebe der Kaiſer, ruft das Volk. Nur Einer ſchweigt.

— Dieſer Lange da mit dem Backenbarte à la jeune France hat nicht Hurrah mitgerufen; man

arretire ihn, ruft Knorpel, der nun Beſitz von ſeinem neuen Throne nimmt.

Da nah't ſich Hitzhatſchi, der ſtotternde Miniſter des Cultus.

— Si — Si — Sire!

— Was wollen Sie?

— Ei — ei — eine Rede ha — halten!

— Später, ſagt Knorpel der Erſte.

Einer der Matroſen wird nun von ihm zum Schatzmeiſter ernannt.

— Schatzmeiſter, fragt Seine Majeſtät, welch' ein Gehalt haſt Du bisher bezogen?

— Gar kein's.

— Von Morgen angefangen erhältſt Du das Doppelte. Man reiche dem Schatzmeiſter die Schlüſſel zur Kaſſe.

Da naht der ſtotternde Miniſter.

— Si — Si — Sire!

— Was wollen Sie?

— Mei — mei — meine Rede ha — ha — halten.

— Später. Schatzmeiſter, geh und hole mir Taſchengeld.

— Erlaube, erhabener Herrſcher, ſagt der Conſeils-Präſident, daß das Feſt beginne.

— Es kann losgehen, befiehlt der Kaiſer. Das Feſt beginnt. Die Japaneſen führen einen Fächertanz auf.

Jetzt laßt mich allein, ruft der Kaiſer, den das Ding zu ennuyiren anfängt.

— Es lebe der Kaiſer! ruft das Volk, das ſich eilig entfernt.

— Gefällt es Ew. Majeſtät, jetzt dem Staatsrath zu präſidiren?

— Wenn's ſein muß, o ja!

— Erlauchter Kaiſer, ſagt der Premierminiſter, es iſt Gebrauch, daß bei der Thronbeſteigung der Kaiſer etwas für ſein Volk thut.

— Dann will ich auch etwas thun. Man ſchreibe. Wir Knorpel der Erſte, Kaiſer von Japan und Koch-in-China, befehlen und verordnen, wie folgt: Wir ertheilen unſern vielgeliebten Unterthanen die Erlaubniß, ſeine Schuldner arretiren und feſtſetzen zu laſſen. Punctum!

— O — o — weh, ſtammelte der Miniſter der Kultur, ich ha — ha — be ſo vie — le Schu — Schu — Schulden.

Der Präſident des Conſeils wagt einen Einſpruch zu machen.

— Schweigen Sie, Theekeſſel, herrſcht der Kaiſer.

Man ſieht, daß der neue Kaiſer ſehr ſchnell das Herrſcher-Comment wegbekommen hat.

Der Staatsrath macht jetzt den Herrſcher von Japan mit dem letzten Willen ſeines Vorgängers bekannt, laut welchem er verbunden ſein ſoll, ſich mit einer von den beiden Prinzeſſinnen, Tulipanette oder Narciſſine, zu vermählen.

— Beide mögen erſcheinen, befiehlt Seine Majeſtät.

Seine Miniſter entfernen ſich. Im Gemüthe Knorpels des Erſten ſteigen einige Gewiſſenszweifel auf. Er denkt an ſeine Ehehälfte Griſeldis, denkt an die beiden Prinzeſſinnen, denkt an Bigamie und findet das Alles ſo neu, daß er ein Gedicht darauf machen will.

Da naht eine der Prinzeſſinnen. Dieſe Eine — Narciſſine — iſt kein Anderer, als ſein verkleideter Neffe. Große Ueberraſchung.

Du ſiehſt, ich bin Kaiſer, ſagt Knorpel, willſt Du mein Kronprinz ſein, ſchlage ein.

— Mit Vergnügen, antwortet der kleine Taugenichts, und hüllt ſich in ſeine neue Würde.

Da naht die andere Prinzeſſin. In dieſer andern — Tulipanette — erkennt Knorpel eine hübſche Putzmacherin aus Berlin, die er einmal Schulden halber arretiren ſollte. Ein reicher Engländer hatte ihre Schulden bezahlt, ſie an Kindesſtatt an- und nach Indien mitgenommen. Mylord war unterwegs geſtorben; man hatte in Japan ausgeſchifft, wo man ſie wegen ihrer Schönheit für eine Prinzeſſin hielt.

— Sie müſſen mich nun heirathen, verlangt die Prinzeſſin.

— Ich denke nicht daran, ſagt der Kaiſer; erſtens bin ich verheirathet in ſtaatsbürgerlicher Hinſicht, zweitens heirathe ich keine Putzmacherin, die ſo viel Courmacher hatte, als Sand am Meer.

— Unverſchämter! ruft Tulipanette und giebt dem neugebackenen Kaiſer eine Ohrfeige.

— Mir, Knorpel dem Erſten eine Ohrfeige! Wenn ich noch Knorpel der Zweite wäre, dann wollte ich nichts ſagen. Na warte, ich will mich rächen!

— Und ich Ihnen zeigen, was eine gereizte Löwin im Stande iſt.

Tulipanette eilt fort, organisirt eine Revolution und stellt sich an die Spitze der Rebellen.

Der Kaiser, der sich in seine inneren Gemächer zurückgezogen, hört Tumult und erscheint nun in einem Warschauer Schlafrock, die japanische Krone auf dem Haupte und eine türkische Pfeife im Munde.

— Was ist das für ein Scandal, ruft Knopfel der Erste, kann man nicht ruhig sein Mittagsschläfchen halten, wenn man Kaiser ist?

Die Rebellen, angeführt von der Prinzessin Tulipanette, dringen in den Pallast.

— Was will das Volk?

— Sire, Euch einsperren! antwortet der Schafmeister.

— Mich? die Majestät? Warum?

— Ihr habt das Gesetz gegeben, daß man jeden Schuldner arretiren darf. Ew. Majestät haben allergnädigst geruht, zu vergessen, daß Ihr als Kaiser die meisten Schulden habt.

— O ich Esel, ruft Seine Majestät.

— Nieder mit dem Tyrannen, ruft das eindringende Volk.

— Ihr wollt mich nicht mehr haben?

— Entſagt dem Throne oder heirathet mich, ruft Tulipanette.

— Dieſes weniger, jenes mehr, ſagt der Kaiſer. Ich reiche meine Entlaſſung ein — hier Prinzeſſin, iſt die Krone — ich bitte mir nur das Unterfutter, meine Nachtmütze wieder aus.

Knorpel der Erſte entſagt dem Throne und — — reiſt mit ſeinen Freunden nach Europa zurück.

Zwölf Stunden verheirathet.

Erste Station.

Es war im Posthause zu Metz.

In die Mallepost, die, wie bekannt nur Briefe und nicht mehr wie 3 Passagiere aufnimmt, stieg eine junge Dame und bald darauf ein junger Herr ein. Der dritte Passagier, eine alte dickbäuchige, pausbackige und dabei sehr drollige Figur, schwang sich, trotz ihrer scheinbaren Schwerfälligkeit, mit vieler Nonchalance in's Cabriolet, in dem auch der lustige Conducteur Platz nahm.

Der bezopfte Postillon ließ seine Peitsche vibriren, das ungeduldige Pferde-Quartett setzte sich in Bewegung. Die Reise ging nach Paris.

Auf der ersten Station ereignete sich nichts von Bedeutung. Die junge Dame nahm ihren schwarzseidenen Schnurenhut ab, legte ihn auf ihren Schooß, setzte sich das schöne Barbenhäubchen zurecht, wickelte

ſich dichter in ihren ſeidenen Shawl und drückte ſich in die Ecke, der junge Mann, eingehüllt in ſeinen ſchottiſchen Sommermantel, ſchob den Mantelſack unter die Füße, ſteckte den Hut in's Netz, zog, wahrſcheinlich um ſeine ſchöne weiße Hand zu zeigen, ſeine weißen Handſchuhe aus und drückte ſich an die andere Ecke. Beide kannten ſich nicht und wechſelten keine Sylbe. Nur dann und wann blinzelte er zu ihr und ſie zu ihm hinüber. Geſchah es, daß Beider Blicke ſich begegneten, ſo ſah die Dame verlegen auf die Erde und er gleichgültig ſcheinend zum Fenſterſchlag hinaus. Das war die ganze Unterhaltung.

Im Cabriolet war man gegenſeitig ſchon weit vertraulicher geworden. Paſſagier und Conducteur unterhielten ſich von tauſend gleichgültigen Dingen.

— Wer iſt die Dame, die mit uns fährt? fragte der neugierige Paſſagier.

— Eine Schauſpielerin, die, von Nantes kommend, in Metz Gaſtrollen gegeben, ſagte der Conducteur.

— Wie heißt ſie?

— Ihr Name iſt mir augenblicklich entfallen.

— Iſt ſie verheirathet?

— Geweſen; jetzt iſt ſie, ſo viel ich weiß, Witwe.

— Ein ſchönes Weib! rief der Dicke, ſich vergnügt die Hände reibend.

— O ja, ſagte der Conducteur. Sie hat in Metz ſehr gefallen.

— Das glaube ich gern. Ein ſchönes Weib gefällt überall. Und wer iſt der junge Mann, der mit uns reiſ't?

— Ein berühmter Schriftſteller, der, aus Deutſchland kommend, nach Paris zurückfährt.

— Sein Name?

— Wird mir wohl ſpäter einfallen.

— Schade, daß nicht Unſer Eins im Innern ſitzt.

— Warum, wenn man fragen darf?

— Wir würden der jungen Dame zum Zeitvertreibe, ein klein wenig den Hof machen ...

— Und glauben Sie? ...

— Gewiß. Eine Künſtlerin und Witwe obendrein ... die ſind daran gewöhnt, ſich von aller Welt anbeten zu laſſen. Und noch dazu im Poſtwagen! In einem Nu iſt man bekannt, im zweiten vertraut mit einander.

— Sie ſcheinen viel Erfahrung gemacht zu haben.

— O ja, ſchmunzelte der Dicke und zog aus der Seitentaſche zwei Aepfel hervor. Plait-il? fragte er ihm beide hinhaltend.

— Ich pflege meinen Paſſagieren nichts abzuſchlagen, ſagte der zugreifende Conducteur.

— Das freut mich, rief der Paſſagier. Und Beide verzehrten nun ihre Aepfel.

Zweite Station.

Gegen fünf Uhr Nachmittags erreichte man die zweite Station. Während des Pferdewechſelns ſtieg der junge Mann aus, um den armen Mädchen, die den Wagen belagerten, einige Apfelſinen und Pfirſiche abzukaufen.

Auch der dicke Herr, der ſchon auf der erſten Station ſeinen Fruchtvorrath aufgezehrt, benutzte die Gelegenheit, ein neues Sümmchen in Aepfelactien anzulegen.

— Montez, Messieurs! rief der Conducteur.

Die beiden Paſſagiere verfügten ſich auf ihre Sitze.

— Madame, ſagte der junge Mann zu ſeiner Dame, darf ich mir erlauben, Ihnen einige Früchte anzubieten?

— Ich danke, mein Herr, ich liebe kein Obſt.

— Dann mag ich es auch nicht mehr, ſagte der junge Paſſagier und warf alle Früchte, die er gekauft, zum Wagenfenſter hinaus.

— Die ſchönen Früchte!

— Ich hatte ſie nur Ihretwegen gekauft.

— Das iſt ſehr freundlich von Ihnen. Jetzt reut es mich faſt, daß ich ſie nicht verſucht habe ...

— Sogleich will ich ausſteigen und andere kaufen.

— Bleiben Sie, mein Herr, bat die Dame und hielt ihn ſüßlächelnd am Arme zurück.

— Wie Sie befehlen, erwiederte der junge Mann, ſich an dem Halskragen zupfend.

Gleich darauf trat wieder eine lange Pauſe ein. Aber während dieſes Schweigens unterhielten ſie ſich in Gedanken von einander.

— Welch ſchönes Weib, dachte er.

— Welch galanter Mann, dachte ſie.

— Welch ein reizender Buſen!

— Welch eine zarte Hand!

Mit einem Wort: Beide hatten auf einander den günſtigſten Eindruck gemacht — Einer war von dem Andern enchantirt! Wie leicht iſt es oft, ſich gegenſeitig einzunehmen. Hier waren die Früchte der Köder, der die Dame fing. Der Zweck heiligt die Mittel.

Dritte Station.

Gegen ſieben Uhr war man auf der dritten Station angelangt.

— Heda, rief der Dicke aus dem Cabriolet heraus, giebt's keine Antwort unter Euch?

— Hier, hier! ſchrieen zehn Stimmen auf einmal.

— Sie ſcheinen verſtimmt, Madame, fehlt Ihnen etwas? fragte der junge Mann.

— Das Fahren bekommt mir nicht ... ich habe Kopfſchmerzen.

— Da läßt ſich Rath ſchaffen, ſagte der galante Paſſagier, ſprang haſtig aus dem Wagen, lief in's Wirthshaus und kam bald mit einem Glas Waſſer zurück. Trinken Sie, Madame. Ich habe etwas Brauſepulver, das ich auf der Reiſe immer

bei mir führe, hineingethan, und hoffe, es wird gute Dienſte thun.

— Sie ſind ſehr aufmerkſam, mein Herr.

— Das iſt eine Schuldigkeit, die man einer ſolchen Dame gegenüber, mit Vergnügen erfüllt.

— Sie reiſen nach Paris? fragte er, als man weiter fuhr.

— Ja, mein Herr.

— Dann erlaube ich mir Ihnen meinen Arzt zu empfehlen. Ich ſelbſt litt früher unausgeſetzt an demſelben Uebel ... in kurzer Zeit war ich geheilt davon. Gedenken Sie ſich lange bei uns aufzuhalten?

— Ich hoffe, dort engagirt zu werden.

— Sind Sie Schauſpielerin?

— Zu dienen, mein Herr.

— Vielleicht bin ich im Stande, Ihnen nützlich' werden zu können. Ich bin Schriftſteller — .. kenne alle Journaliſten ...

— Auch Herrn Alphons B ...?

— So gut, als mich ſelbſt.

— Ich brenne vor Begierde, ihn kennen zu lernen.

— Madame, Sie kennen ihn bereits.

— Wie, Sie wären?

— Derſelbe, deſſen Namen Sie genannt.

— Welch ein glücklicher Zufall! Ich heiße B... und komme von Nantes. Vielleicht bin ich Ihnen nicht ganz unbekannt.

— Ich kenne Sie dem Namen nach ſchon ſehr lange. Es eilt Ihnen ein günſtiger Ruf voraus. Unſere Theater werden ſich reißen um Sie, unſere Feuilletons werden Ihnen, ich bürge dafür, Weihrauch ſtreuen.

— Ihr Einfluß, mein Herr!

— Sagen Sie lieber, Ihr Talent ...

Die Unterhaltung war jetzt im vollen Zuge. Man ſagte ſich gegenſeitig tauſend Schmeicheleien, man erſchöpfte ſich in Lobeserhebungen und ließ alle Batterieen los, um ſich gegenſeitig einzunehmen.

Vierte Station.

Gegen 9 Uhr erreichte man die vierte Station, wo die Paſſagiere ein frugales Abendbrot einnahmen. Nach Tiſche wurden die Reiſegefährten geſprächiger und vertraulicher. Der Kopfſchmerz der Schauſpielerin war verſchwunden. Er ſcherzte, ſie lachte, man

aß Trüffeln und trank Champagner und ließ den Zufall leben, der ſie im Poſtwagen zuſammengeführt.

— Meine Herren, rief der Conducteur, es iſt Zeit zum Einſteigen.

— Noch ein Glas, Conducteur! Die Poſtwagen ſollen leben! rief Alphons und leerte ſein Glas.

Dann beſtieg man den Wagen, der pfeilſchnell von dannen flog.

— Von allen Künſtlerinnen Frankreichs, betheuerte Alphons, hat Keine einen ſo ſchönen Eindruck auf mich gemacht, als Sie, reizende Frau. Die Fama hat wahrhaftig nicht zu viel erzählt. Sie ſind ſo liebenswürdig ...

— Und Sie ſo geiſtreich ...

— Ich könnte mich in Sie verlieben ...

— Spötter!

Mort de ma vie! es iſt mein Ernſt. Noch mehr, ich wäre capabel, Sie zu heirathen.

— Und wenn ich Sie beim Wort hielte? ...

— So würde ich in der nächſten Stadt, die wir paſſiren, auf die Mairie eilen und mich mit Ihnen auf ewig verbinden.

— Eben, ſagt das Sprichwort, werden im Himmel geſchloſſen.

— Wir wollen die unſrige im Poſtwagen ſchlieſſen. Reizendes Weſen, ſind Sie damit zufrieden?

— Hier meine Hand, ich bin die Ihrige. Der Wagen rollte eben zum Thor hinein. Man war auf der fünften Station, in Verdün, angelangt.

— Heda, rief der dicke Cabrioler-Paſſagier, giebt's hier keine Aepfel?

— Wo denken Sie hin, jetzt um 11 Uhr?

— Kann ich ausſteigen, fragte der Dicke?

— O ja, wir machen hier ein halb Stündchen Halt.

— Kommen Sie, Amélie, kommen Sie, rief Alphons, in einer Viertelſtunde iſt Alles abgemacht ... Conducteur, wo iſt hier die Mairie?

— Die Mairie? was wollen Sie dort?

— Heirathen, mit Ihrer Erlaubniß.

— Wen denn?

— Dieſe Dame. Kommen Sie, Herr Conducteur, Sie ſollen Zeuge ſein.

— Sie ſcherzen wohl nur.

— Nein, nein, kommen Sie, wir haben keine Zeit zu verlieren.

Sie liefen zum Maire, der eben im Begriff war, ſein müdes Haupt zur Ruh' zu legen.

— Verzeihen Sie, Herr Maire, daß wir zu ſo ſpäter Stunde Ihnen läſtig fallen.

— Sie wünſchen?

— Vermählt zu werden, aber bald, wenn ich bitten darf, denn wir haben nur eine Viertelſtunde Zeit. Hier ſind unſere Papiere — alles iſt in Ordnung.

Heut zu Tage wird Alles, ſelbſt das Heirathen, mit Dampfmaſchinen-Eile betrieben. Ein Geſchäft, wozu unſere einfältigen Vorfahren Jahre und Monate gebraucht, machen wir in einigen Tagen, einigen Stunden ab.

Nach Verlauf von zehn Minuten waren Alphons und Amélie Mann und Frau. Der Dicke, der ſich unterdeſſen Aepfel gekauft, gratulirte.

Bis Meaux war dieſe haſtig geſchloſſene Ehe ohne Wolken. Die eheliche Zärtlichkeit hatte ihren Gipfel erſtiegen.

— Wie ſoll unſer erſter Knabe heißen? fragte die glückliche Mutter.

— Cäſar, antwortete der glückliche Vater. Und iſt es ein Mädchen?

— So wird es, wie meine ſelige Mutter, Magdalena heißen.

— Pfui, welch ein antediluvianiſcher Name! Es wird, wie meine Mutter, Melanie getauft.

— Sie ſind eigenſinnig, mein Herr Gemahl.

— Bisweilen! Frau Gemahlin.

— Das müſſen Sie ſich abgewöhnen, Alphons.

Bald darauf entſpann ſich ein Streit, der immer heftiger zu werden begann. Die Flitterſtunden waren vorüber — man zankte ſchon.

Auf der vorletzten Station, in Epernay, ſtieg über dem Horizont der jungen Eheleute ein ſtarkes Gewitter auf. Alphons verlangte von ſeiner Frau, daß ſie ihm zu Lieb' ihrer Kunſt entſagen und ſich von der Bühne zurückziehen ſollte; Amélie hingegen, eine paſſionirte Schauſpielerin, beſtand darauf, bei'm Theater zu bleiben.

— Jetzt, in der Blüthe meiner Jahre, im Zenith meines Ruhmes, ſoll ich der Kunſt und ihren Freuden entſagen. Hätte ich wiſſen können, mein Herr, daß Sie mich in meiner glänzend begonnenen Laufbahn, jetzt, wo mir Geld und Lorbeer winkt, gewaltſam halten wollen, würde ich Ihnen niemals meine Hand gereicht haben.

— Der Ruhm einer Schauſpielerin iſt eine Chimäre, ihr Lorbeer welkt ſchneller, als man glaubt. Hätte ich ahnen können, daß Sie beim Theater bleiben wollten, ſo hätte ich Sie niemals geheirathet.

— Die Kunſt geht mir über Alles, rief Amélie.

— Die Kunſt iſt bei mir Nebenſache, rief Alphons!

— Und wenn Sie mir nicht erlauben wollen, wieder aufzutreten, ſo laſſe ich mich von Ihnen ſcheiden.

— Und wenn ich Sie beim Wort hielte? rief Alphons aufgebracht.

— So würden Sie mir den größten Dienſt erweiſen, ſagte ſie kalt und gefaßt.

— Nun gut, Madame, Ihr Wille geſchehe!

Letzte Station.

In Paris angekommen, reichten beide Eheleute die Scheidung ein.

Der Dicke gratulirte!

So etwas kann Jedem passiren.

— Können Sie mir sagen, wo Frau von Tirlemont, die Witwe des unlängst verstorbenen Banquiers wohnt? fragte ich, zwei Tage nach meiner Ankunft in Brüssel den Oberkellner des Hôtel de Groenendael, als er mir das erste Frühstück brachte.

— Sie wohnt in der Rue de la Madelaine No. 45.

— Bestellen Sie einen Wagen, der mich in einer Stunde abholen soll.

Die grüne Schürze eclipsirte sich.

Einer meiner Pariser Freunde, ein bekannter Journalist, hatte mir an Frau von Tirlemont einen Empfehlungsbrief mitgegeben. Diese Dame, von der mir mein Freund eine reizende Schilderung entworfen, war noch vor 3 Jahren eine der beliebtesten Sängerinnen der komischen Oper in Paris gewesen. Herr von Tirlemont, einer der reichsten Capitalisten

Brüſſels, hatte ſie als Henriette in Auber's Braut in Paris geſehen, ſich in die flötenweiche Stimme dieſer holden Philomele dergeſtalt verliebt, daß er, im Zwiſchenact ihr vorgeſtellt durch einen ſeiner Freunde, der ſchönen Henriette ſeine Hand anzutragen gewagt. Nach drei Tagen waren ſie verlobt, nach vier Wochen vermählt und einen Tag nach der Hochzeit auf dem Wege nach Brüſſel. Ihr Gemahl, der ſeine Galanterie endlich ſo weit getrieben, ſchon zehn Monate nach der Hochzeit ſich um eine Reiſegelegenheit nach dem Jenſeits umzuſehen, hatte ihr ein Paar Häuſer und noch außerdem ein Vermögen von 600,000 Franks hinterlaſſen. Das Haus der Frau von Tirlemont war damals der Focus aller literariſchen Notabilitäten; der Brief meines Freundes ſollte mir die Propyläen ihres Tempels öffnen. Aber zum Unglück hatte ich das Schreiben verloren. Es blieb mir nun nichts Anderes übrig, als mich ohne Brief bei ihr einzuführen, was ich um ſo leichter wagen durfte, da mein Freund drei Tage vor meiner Abreiſe von Paris ihr gemeldet, daß er ſich die Freiheit genommen, mich ihrem Wohlwollen zu empfehlen. Dem Namen nach war ich ihr alſo nicht mehr fremd.

Ich hatte alle Künſte einer feinen Toilette aufgeboten, um mir vom erſten Eindruck, der in der Regel der Entſcheidende iſt, einen günſtigen Erfolg verſprechen zu können. Ein Anzug, der aus dem Atelier des Herrn Staub, des Generaliſſimus aller Tuchdichter, hervorgegangen, eiweiße Wäſche und eine Cravatte, deren Maſche das Facit der neueſten Beobachtungen war, die ich über dieſen höchſtwichtigen Punkt der Mode auf der Hochſchule des faſhionablen Geſchmacks angeſtellt — dies waren die Mittel zur Erreichung meines Zwecks.

Der Wagen brachte mich vor ihr Hotel. Ich beſtieg die marmorne, mit einem Flor Harlemer Tulpen decorirte Treppe und gelangte aus der Antichambre in ein Zimmer, in welchem ein niedliches Kammermädchen, mit dem Aufwickeln ihrer Locken beſchäftigt, vor dem Trümeau ſtand. Bei meinem Eintreten erſchrak das ſchöne Kind.

— Iſt Frau von Tirlemont zu ſprechen? fragte ich die Kleine.

— Madame ſind vor einer halben Stunde auf ihre Villa gefahren.

— Wann kommt ſie wieder zur Stadt?

— Gegen Abend.

Ich griff blindlings in mein geflicktes Brieftäſchchen und holte eine meiner Viſitenkarten hervor.

— Geben Sie die Karte ab.

— Ah, ſagte ſie mit zuckerſüßem Lächeln, Madame hat Sie ſchon geſtern erwartet.

— Meine Empfehlung, ich werde ihr Morgen früh meine Aufwartung machen.

— Schön, ſchön, ſagte das Kammermädchen wieder zum Spiegel eilend.

Ich ging, um am andern Morgen wieder zu kommen.

Am Fuß der Treppe unterhielt ſich die niedliche Kammerzofe mit einem Colporteur, der eben die Journale gebracht.

— Ach, rief ſie mir entgegen, Sie kommen vergebens ...

— Iſt Madame nicht mehr zu Hauſe?

— Sie iſt ſchon vor zwei Stunden wieder auf's Land gefahren ...

— Haben Sie meine Karte abgegeben?

— Ja, mein Herr!

— Und was ſagte Madame?

— Heute könne ſie den Herrn nicht empfangen,

aber morgen wolle ſie Sie zwiſchen 2 und 3 Uhr erwarten.

— Ich werde mich pünktlich einſtellen, ſagte ich.

Mein Freund hatte mir die Frau von Tirlemont ſo ſchön, ſo liebenswürdig geſchildert, daß ich in der That ſehr geſpannt war, ihr je eher, je lieber meine Huldigung darzubringen. Sie wird Sie ſehr gut aufnehmen, ſagte er mir, denn ſie liebt Eure deutſche Literatur und zieht ſie, ſeitdem ſie E. T. A. Hoffmann's Phantaſieſtücke in der Löwe-Weymar'ſchen Ueberſetzung geleſen, der Unſrigen vor. „Hoffmann's Styl, ſchrieb ſie mir unlängſt, iſt ein Contretanz der bizarreſten Ideen, die ſich bald in den roſenfarbenen Domino des Humors, bald in das Leichentuch des Schmerzes hüllen. Sein Styl iſt ein Caglioſtro, der Katzen und Prinzeſſinnen, Feen und Flöhe, Kobolde und Johanniswürmchen heraufbeſchwört; er ſpielt, trillert, ſingt, miaut und weint; er zeichnet Engel und Bierkrüge, Teufel und Gipspfeifen, Punſchbowlen und Todtenköpfe, fürſtliche Räthe und Theekeſſel, und webt in die myſtiſchen Schleier ſeiner Erzählungen Wolken und Sterne, Thau und Blumen, Perlen und Thränen ein. Sein Meiſter Floh, ſein Klein-Zaches, ſeine Prinzeſſin

Brambilla ſind chineſiſche Schattenſpiele, Fantasmagorien und Teufeleien, die bald haarſträubend, bald lachmuskelkitzelnd an uns vorüberhuſchen; mit einem Wort — Hoffmann iſt halb Engel, halb Faun.“ — Auch für die deutſche Muſik iſt ſie ſehr eingenommen. Beethoven nennt ſie den Meſſias der Muſik.

Von ihrer Vorliebe für deutſche Kunſt verſprach ich mir einen guten Empfang.

Als ich am andern Tage zu der von ihr feſtgeſetzten Stunde in der Antichambre erſchien, fragte mich ein zinnoberrother Lakai mit weißen Strümpfen und ſchwarzem Backenbart, wen er anzumelden habe.

Ich hatte nicht Luſt, ihm meinen Namen zu ſagen, denn ich wußte, daß er ihn corrumpiren werde.

— Sagen Sie der gnädigen Frau, jener Fremde, der vorgeſtern ſeine Karte zurückgelaſſen, wolle ihr ſeine Aufwartung machen.

Der Zinnoberrothe maß mich zuerſt mit zweifelhaften Blicken; dann verfügte er ſich mit etwas grotesker Gravität in den Salon, um mich anzumelden.

Der Diener blieb ziemlich lange. Ich hatte

ſchon fünf Minuten gewartet und wußte noch immer nicht, ob es Frau von Tirlemont gefällig ſei, mich anzunehmen oder abzuweiſen. Ich fand es, aufrichtig geſagt, etwas unhöflich, mich ſo lange antichambriren zu laſſen.

— Wirſt Du heute nicht vorgelaſſen, ſagte ich zu mir ſelbſt, dann ſcheint es, als wenn Madame nicht Luſt hätte, Dich zu empfangen.

Ich war eben im Begriff fortzugehen, als der Diener mir die Erlaubniß brachte, einzutreten.

— Bon jour, Monsieur, ſagte ſie. Ich habe gehört, daß Sie ſchon zwei Mal hier waren.

— Zu dienen, Madame.

— Es thut mir leid, daß ich nicht zu Hauſe war. Setzen Sie ſich, lieber Freund, bald bin ich wieder bei Ihnen.

Frau von Tirlemont huſchte in ein Nebenzimmer.

Ich muß geſtehen, daß dieſer ſonderbare Empfang mich etwas frappirt hatte. Ich wußte nicht, was ich von der Art und Weiſe, wie ſie mich begrüßt, zu halten hatte. Es lag in ihrem Benehmen etwas Familiaires und dabei doch Erniedrigendes. So empfängt man allenfalls ſeinen Friſeur

oder Schneider, aber nicht einen Fremden, der von einem Freunde ſo warm, als ich, empfohlen iſt. Ich konnte nicht begreifen, was ſie im Nebenzimmer ſo wichtiges zu thun hatte, daß ſie mich ſo lange warten ließ. Sollte ſie etwa erſt ihre Toilette machen? Ach nein, ſie war ja ſchon vom Kopf bis zu den Füßen angekleidet und zwar ſo, als wollte ſie eben in Geſellſchaft fahren. Wahrhaftig, das Warten verdroß mich, und wäre es nicht ganz gegen alle Regeln der Etikette geweſen, ſo wäre ich, ohne mit ihr geſprochen zu haben, wieder fortgegangen. Aus Ungeduld muſterte ich die koſtbar eingerahmten Bilder. Herrliche Oelgemälde — darunter ein Stück von Chriſtophano Allori, einem der beſten Maler der alten florentiniſchen Schule. Eine reizende Judith, die in ihrer Hand das vom Rumpf getrennte Haupt des Holophernes hält. Man ſagt, Allori habe in dieſem Holophernes ſich ſelbſt und in der Judith ſeine grauſame Geliebte Mazzafira portraitirt, die ihn nicht erhört hatte, weshalb er mit dieſem Gemälde andeuten gewollt, daß er durch ſie ſeinen Kopf verloren. Auf dieſem Bilde ſieht man eine dritte Figur: die Amme der Judith, die Mutter ſeiner Geliebten. Ich bewunderte das warme Colorit, die

markige Zeichnung, da trat Frau von Tirlemont ein.

— Nun können Sie anfangen, ſagte die ſchöne Frau, ſich auf den Sopha ſetzend, in einem Nu den Schuh ausziehend und den ſeidenen Strumpf abſtreifend.

— Was ſoll ich anfangen, fragte ich, ganz perplex das kleine nackte Füßchen anſtarrend.

— Mein Gott, wie können Sie nur noch fragen ... hier iſt mein Fuß ... wo iſt Ihr Meſſer?

— Madame, wofür halten Sie mich?

— Naive Frage — für einen Hühneraugenarzt.

— Mich für einen Hühneraugenarzt? Madame, was gab Ihnen die Veranlaſſung, mich für einen Hühneraugenarzt anzuſehen?

— Mais, mon Dieu, ſind Sie denn nicht derſelbe Mann, der vorgeſtern früh bei meinem Kammermädchen eine Karte zurückließ? rief ſie mit ärgerlichem Tone.

— Wo iſt dieſe Karte, fragte ich geſpannt.

— Sie ſteckt am Spiegel. Hier iſt ſie!

— Und was ſteht auf der Karte?

— Mr. Deſtrabaude, Zahnarzt und Hühneraugenoperateur.

Mein Erſtaunen löſ'te ſich plötzlich in ein helles, unbändiges Lachen auf.

— Aber lieber Freund, weshalb lachen Sie?

— Ein köſtlicher Spaß, Madame. Als Ihr Kammermädchen mir vorgeſtern geſagt, daß Sie nicht zu Hauſe wären, griff ich eilig in meine Brieftaſche und holte eine Karte hervor, ohne geſehen zu haben, ob es die Rechte ſei. Der Zufall ſpielte mir eine falſche Karte und zwar jene in die Hand, die ich Tags zuvor von dem Zahnarzt erhalten, deſſen Hülfe ich in Anſpruch zu nehmen genöthigt war.

— Wie, Sie ſind nicht Herr Deſtrabaude?

— Leider nein, Madame.

— Mein Gott, wer ſind Sie?

— Ich heiße Oettinger und bin ...

— Etwa jener Schriftſteller, den Herr S. mir empfohlen hat?

— Ganz Recht, Madame.

— Ach, ich bitte Sie tauſendmal um Entſchuldigung, rief Frau von Tirlemont, ganz beſtürzt das blendende Füßchen verſteckend.

— An mir, Madame, iſt die Reihe, Sie um

Entſchuldigung zu bitten, denn nur **meine** Unverſichtigkeit hat dieſes qui pro quo herbeigeführt. Ach, warum bin ich nun nicht Hühneraugenarzt! Nicht alle Tage wird Einem das Glück zu Theil, ſo ſchöne Füße unter ſeine Hände zu bekommen.

— Ich weiß wirklich nicht, ob ich lachen oder mich ärgern ſoll. Iſt es nicht ein ſonderbares Zuſammentreffen, daß ich gerade jenen Operateur, deſſen Karte Sie abgaben, vor 4 Tagen hatte zu mir bitten laſſen? Der Zufall iſt mitunter recht impertinent.

— Zuweilen aber auch ſehr gefällig. Wem anders, als ihm verdanke ich die Bekanntſchaft des ſchönſten Fußes.

Fixe Ideen eines Phyſikers.

Im Irrenhauſe zu New-York ſaß vor nicht langer Zeit ein Mann, der Dr. Scops hieß und einer der größten Phyſiker in Amerika war. Dieſer Phyſiker hatte ſich in eine junge Dame verliebt, welche Pamela hieß und die einzige Tochter eines der reichſten Lords von England war. Dr. Scops, verblendet vom Nimbus ihrer Reize, zerfloß in glühender Anbetung, Miß Pamela aber blieb kalt und theilnahmlos, denn ihr Anbeter hatte ſchon vier Decennien auf dem Rücken und war, trotz ſeines großen Wiſſens, trotz ſeines großen Rufes, ſo arm, daß er nicht wußte, wovon er ſich ernähren ſollte. Kein Wunder, daß der arme Phyſiker, von Armuth und Liebe aufgerieben, endlich ſeinen Verſtand verlor und ſich Ideen in den Kopf ſetzte, die ſo wahnſinnig und dabei doch ſo komiſch waren, daß die Aerzte, die ihn behandelten, bald weinen und bald lachen mußten.

Sein Unglück aber ging Allen ſo nahe, daß ſie ihn mit der größten Schonung, mit herzgewinnender Milde behandelten.

— Warum ſind Sie heute wieder ſo melancholiſch? fragte ihn eines Tages der Oberarzt des Irrenhauſes.

— Ach, ich bin ſehr zu beklagen, ſeufzte der Manomann.

— Weshalb, mein Lieber? fragte der Doctor.

— Stellen Sie ſich mein Unglück vor; heute Morgen, als ich im Hofe ſpazieren ging und über neue Entdeckungen brütete, verlor ich plötzlich — nun rathen Sie einmal, was ich verlor?

— Ihre Uhr?

— Nein.

— Ihre Doſe?

— Nein.

— Was denn ſonſt?

— Ich habe meinen Schwerpunkt verloren. Ein Körper aber, der ſeinen Schwerpunkt verloren, kann, wie Ihnen aus der Phyſik bekannt ſein wird, keine Ruhe finden: er wankt und wankt und wankt und kann niemals das Gleichgewicht finden. Sie haben ein gutes Herz, Sie haben Mitleid mit

meinem Schickſal. Wollen Sie mir (die Thränen kamen dem Kranken in die Augen) wollen Sie mir einen Gefallen erweiſen?

— Mit Freuden, lieber Herr.

— Laſſen Sie doch je eher je lieber in den Zeitungen bekannt machen, daß ich meinen Schwerpunkt verloren und daß der Finder, der mir meinen Schwerpunkt wiederbringt, eine Belohnung von 10,000 Dollars zu erwarten hat.

— Ihr Wunſch ſoll erfüllt werden. Sie haben doch ſonſt nichts verloren?

— O noch weit mehr. Ich habe unter Anderm auch meine Cohäſion verloren. Cohäſion iſt, wie Ihnen aus der Phyſik bekannt ſein wird, die innere Kraft, welche alle Theile eines Körpers zuſammenhält. Ein Theil dieſer meiner Kraft iſt mir liſtigerweiſe von einem meiner Feinde entwendet worden; ich lebe nun in der ewigen Angſt, daß die Atome meines Körpers, von der Cohäſion, d. h. von der Anziehungskraft anderer Körper überwunden, auseinander fließen werden; ich bin dann gleichſam ein unzuſammenhängender Zuſammenhang.

— Beruhigen Sie ſich, lieber Freund. Ich verbürge mich dafür, daß Ihre Atome nicht ſobald aus-

einanderfließen ſollen, ſprach der theilnahmvolle Arzt und begab ſich von ihm in die anſtoßende Zelle, wo ein Kranker ſaß, der die fixe Idee hatte, er ſei eine Wanduhr, die nicht gehen kann, weil der Schöpfer vergeſſen hatte, ſie aufzuziehen.

Einige Tage ſpäter erhielt Dr. Scops den Beſuch eines andern Arztes.

— Sie ſind ſehr beſchäftigt, wie ich ſehe. Sie rechnen und ſinnen wahrſcheinlich über neue Formeln nach.

— Ich bin, wie Sie wiſſen, ein armer Teufel, den ein Weib, ſchöner als die mediciſche Venus, nur deshalb verſtoßen hat, weil er kein Geld gehabt. Ich ſinne über Mittel nach, wie man in kürzeſter Zeit reich, ſehr reich werden kann.

— Und glauben Sie ſolchen Mitteln auf der Spur zu ſein?

— Ich ſchmeichle mir, ſie bereits gefunden zu haben. Es wird Ihnen bekannt ſein, daß ein Pariſer Arzt, deſſen Name mir entfallen iſt, die Kunſt erfunden haben will, aus Kohlen Diamanten zu machen.

— Wollen Sie etwas Aehnliches verſuchen?

— Nein. Die Kunſt, Diamanten zu machen

iſt nicht mehr neu. Schon der Graf Saint-Germain wußte Edelſteine zu fabriciren. Ich habe eine ganz andere Entdeckung gemacht ...

— Wollen Sie mich in Ihr Geheimniß einweihen?

— O ja, wenn Sie mir verſprechen, es keinem zu verrathen?

— Verlaſſen Sie ſich darauf.

— Nun denn, ſo hören Sie. Ich habe die Kunſt erfunden, aus Diamanten Champagner zu bereiten.

— Wie wollen Sie das anfangen?

— Es belauſcht uns doch Niemand?

— Wir ſind unter vier Augen.

— So hören Sie! Man nimmt Diamanten, verbindet ſie durch Sauerſtoff und erhält dadurch Kohlenſäure, die mouſſirende Kraft des Champagners. Iſt das nicht ein Mittel reich zu werden?

— Gewiß, gewiß, erwiederte der Arzt, der ihn durch Widerſpruch nicht kränken wollte.

— Außerdem habe ich noch eine andere, nicht minder wichtige Entdeckung gemacht, ich will aus Frauenthränen Seeſalz und aus Männerthränen Kochſalz hervorbringen. Die arme Menſchheit muß

jetzt ſo viel Thränen vergießen, daß man aus dieſer Fluth von Thränen ganze Bergwerke von Salz erzeugen kann. So lange es noch Frauen giebt, deren Thränenſäcke ſo unerſchöpflich ſind, brauchen wir kein Wieliczka, kein Salzbergwerk.

— Auch dies iſt eine herrliche Speculation.

— Die dritte wird Ihnen noch mehr zuſagen. Ich habe das Geheimniß gefunden aus Blut Eiſen zu bereiten. Unſere Zeit braucht Eiſen ſo nothwendig, wie das liebe Brot, denn überall legt man Eiſenbahnen an und bald kommt der Tag, wo man vermittelſt dieſer Eiſenbahnen, die Meere und den Südpol mit dem Nordpol wird verbinden. Man wird dann um 8 Uhr Morgens in New-York frühſtücken, in Madrid Mittagsbrot eſſen, in Paris Kaffee trinken, in Petersburg in's Theater fahren, in Conſtantinopel Abendbrot eſſen, in Algier zu Bette gehen und um 8 Uhr des andern Morgens wieder in New-York ſein.

— Die Erfindung, aus Blut Eiſenbahnen zu bereiten, wird Ihren Namen unſterblich machen.

— Das hoffe ich, ſprach Dr. Scops und fing wieder zu calculiren und zu combiniren an.

Der Arzt empfahl ſich und verfügte ſich von

ihm zu einem andern Kranken, der in der Einbildung lebte, er sei ein Gerstenkorn, das von einem Huhn verschluckt worden.

Am andern Morgen besuchte ihn wieder der Oberarzt.

— Darf ich fragen, was Sie jetzt schreiben?

— Einen Brief!

— Und an wen?

— An meine Geliebte.

— Wer ist Ihre Geliebte?

— Sie ist Wasserstoff und ich, ihr Geliebter, bin Sauerstoff und mein sehnlichster Wunsch wäre eine Verbindung. Wenn Sauerstoff und Wasserstoff sich verbinden, so entsteht daraus, wie Ihnen aus der Physik bekannt sein wird, Knallluft. Eine solche Verbindung ist aber bei uns nicht möglich, denn da ich meinen Wasserstoff brennend liebe, so würde sich in dem Augenblicke, wo ich mich mit ihm verbinde, die Knallluft entzünden, und mein Glück, im strengsten Sinne des Wortes, zu Wasser werden. Ach, Pamela, mein innig geliebter Wasserstoff, was soll aus Deinem treuen Sauerstoff werden? rief der arme Mann und brach in Thränen aus. Seit einigen Tagen verspüre ich in

meinem Körper einen hohen Grad von Polariſation. Polariſation iſt, wie Ihnen aus der Phyſik bekannt ſein wird, das Beſtreben eines Körpers, ſich beſtändig nach einer und derſelben Gegend hinzuneigen: ich neige mich beſtändig zum Nordpol hin — dieſer Nordpol iſt meine Geliebte Pamela — ich Aermſter bin der Südpol. Nie wird der Südpol den Nordpol küſſen, ewig bleiben ſie getrennt.

— Gleichnamige Pole ſtoßen ſich ab, ungleichnamige ziehen ſich an. Vielleicht wird Ihre poſitive Gluth die negative Kälte Ihrer Geliebten anziehen?

— Es iſt wenig Hoffnung dazu vorhanden, ſeufzte der Kranke und fing von Neuem heftig zu weinen an.

Der Arzt verſuchte ihn zu tröſten und verließ ihn dann.

Als er am andern Morgen wieder kam, lief der Kranke auf ihn zu und fragte ihn in heftiger Aufregung:

— Schurke! bringſt Du mir endlich meinen Schwerpunkt wieder?

— Ich bringe Ihnen etwas, was Sie mehr freuen wird.

— Was bringen Sie mir?

— Die frohe Nachricht, daß Miß Pamela, gerührt von Ihren Leiden, ſich endlich entſchloſſen hat, Ihnen ihre Hand zu reichen.

— Wie, wär' es wahr, wirklich wahr? Mein geliebter Waſſerſtoff hat mich alſo wirklich erhört?

— Sie will ſich mit Ihnen verbinden.

— Aber wann, wann?

— Sobald Sie geſund ſind.

— Ich bin geſund, kerngeſund. Mir fehlt weiter nichts als mein Schwerpunkt.

— Beruhigen Sie ſich, wir wollen Ihnen einen andern beſorgen.

— Herr, rief der Kranke in höchſter Extaſe, wollen Sie ſich über mich luſtig machen?

— Sie verkennen mich, ich meine es gut mit Ihnen, ich will Sie tröſten!

— Mich kann nur Pamela-Waſſerſtoff tröſten.

— Ich will Ihre [illegible] bewegen, Sie zu beſuchen.

— Pamela's Anblick würde mich heilen und mir Alles, was ich verloren, wiedergeben. Ein Kuß von ihrem Munde würde die Atome meines Körpers, die auseinanderfließen, wieder zuſammenlöthen,

ich würde meine Cohäſion wiederfinden und ein zuſammenhängendes Weſen ſein.

Der Arzt verſprach ihm, die ganze Macht ſeiner Beredtſamkeit anzuwenden, um Miß Pamela zu überreden, ſich ſeiner anzunehmen.

Und das that er auch. Miß Pamela, tief erſchüttert von dem Unglück ihres Anbeters, beſuchte ihn. Ihr Anblick zerſtreute die dichten Nebel ſeines Geiſtes: lichte Augenblicke erhellten die Nacht ſeines Daſeins und er ſprach ſo vernünftig, daß die Aerzte ſich von dieſen Zuſammenkünften die günſtigſten Reſultate verſprachen.

Sie hatten ſich nicht geirrt. Dr. Scops genas allmählig und nach Verlauf von drei Monaten war er ſo weit hergeſtellt, daß er aus dem Irrenhauſe entlaſſen und der ferneren Pflege ſeiner Geliebten übergeben ward. Der Vater der Miß Pamela räumte dem Geneſenen eine Wohnung in ſeinem Hauſe ein und ſorgte mit väterlicher Liebe für die Pflege des Doctors, den er von Tag zu Tag mehr und mehr lieb gewann.

Eines Tages, als er, von einem Diener begleitet, ſeine gewöhnliche Morgenpromenade unternahm, bekam er plötzlich Luſt, den höchſten Thurm von

New-York zu besteigen, um von da aus Beobachtungen über den Fall der Körper anzustellen.

Beide bestiegen den Thurm. Oben angekommen, freute sich der Dr. Scops der schönen Aussicht, die er hier genoß. Die geschäftige Stadt, in der die handeltreibende Menge auf- und abwogte, lag wie ein wimmelnder Ameisenhaufe unter ihm.

— Dort ist das Irrenhaus, sagte er zu dem Diener. In diesem Hause habe ich eilf traurige Monate verlebt. Ich bildete mir ein, meinen Schwerpunkt, meine Cohäsion und Gott weiß was verloren zu haben. Lieber Junge, ich hatte weiter nichts, als meinen Verstand verloren, das war Alles. Durch Gottes und Pamela's Hülfe bin ich zu neuem Leben erwacht — jetzt bin ich wieder meines vollen Verstandes bewußt — jetzt ist mir so wohl, daß ich mich mit Wasserstoff füllen möchte, um als Luftballon in die Wolken zu fahren. Aber ich vergesse, weshalb ich hier bin. Ich will Beobachtungen über den Fall der Körper anstellen. Hier ist ein Ball, den ich hinunterwerfen will, um mich zu überzeugen, wie viel Zeit er braucht, um die Erde zu erreichen.

Dr. Scops zog seine Uhr aus der Tasche und

— sprang vom Thurme hinab. Der Diener, vom Schreck erstarrt, schrie um Hülfe. Es war zu spät.

* * *

Am Abend desselben Tages sah man im ersten Rang des Bowery-Theaters eine junge Dame, die sich köstlich zu amüsiren schien. Es war Miß Pamela.

Belohnte Ehrlichkeit.

Ueb' immer Treu' und Redlichkeit
Bis an Dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab.

Redlichkeit iſt eine herrliche Tugend. Schade nur, daß ſie im Leben immer ſeltener wird. Von Tag zu Tage kommt ſie mehr aus der Mode und bald wird ſie, wie manche andere Tugend, nur noch in Wörterbüchern zu finden ſein.

Nur hier und da giebt es noch einzelne Individuen, die, gegängelt vom alten Sprichworte: „Ehrlich währt am längſten", dieſe ſchöne, alte Tugend üben.

In Berlin lebte noch vor kurzer Zeit ein armer Mann, der, ob er gleich ſein Lebelang mit Noth und Kummer zu kämpfen gehabt, nie einen Fingerbreit von Gottes Wegen abgewichen und immer treu und redlich geweſen war.

Kurz vor ſeinem Tode war er zu Fuß von Berlin nach Potsdam gegangen, um, gedrängt von einem hartherzigen Gläubiger, das Mitleid eines Anverwandten, der im Geruche eines Millionärs ſtand, zum erſten Male in Anſpruch zu nehmen.

Der arme Mann, Vater einer großen Familie, ſollte wegen einer Schuld von 50 Thalern innerhalb drei Tagen gepfändet werden. Das Geſetz kennt kein Erbarmen, kein Mitleid, keine Schonung: mit kalter Miene verurtheilt es den armen Teufel, der ein Paar Groſchen geſtohlen, nur darum geſtohlen, um den Hunger ſeines armen Kindes zu ſtillen. Kleine Diebe hängt man, die Großen läßt man laufen — das iſt der Gang der Welt: fiat justitia, pereat mundus!

Ein Spottvogel wagte den Satz umzudrehen und zu ſagen: fiat mundus, pereat justitia, aber die hohe Gerechtigkeit verſteht keinen Spaß ... der Spötter wurde auf die Feſtung geſchickt und zwar — von Rechtswegen.

Der arme Mann alſo ſollte gepfändet werden. Das Geſetz hat keine Zeit zu fragen: kann der Mann zahlen oder nicht? Es ſagt: er muß zahlen und damit Punktum. Fiat justitia, pereat mundus.

Der arme Mann war alſo, Hunger im Magen und Hoffnung im Herzen, nach Potsdam gegangen und hatte unterweges eine Rede ausgedacht, womit er das Herz des Reichen erweichen, die Thore des Mitleids ſprengen und deſſen Mitgefühl überrumpeln wollte.

— Der reiche Mann iſt zwar nur mein Stiefbruder, ſprach er zu ſich ſelbſt, aber Alles, was er hat, verdankt er mir; ich war es, der ihn unterrichten, ich war es, der ihn reiſen ließ, ich war es, der ihm ein einträgliches Amt, ich war es, der ihm eine reiche Braut verſchaffte. Nie in meinem ganzen Leben habe ich ihn um Etwas gebeten — nie habe ich ihn in die Verlegenheit geſetzt, mir eine Bitte abzuſchlagen. Heut' zum erſten Male will ich an ſeine Menſchenliebe, an ſein Mitgefühl, an ſeine Dankbarkeit appelliren. Er wird nicht taub für meine erſte Bitte ſein, er wird ſich meiner Noth erbarmen und mir helfen, denn was ſind 50 Thaler für einen Millionär, für einen Millionär, dem ich den Grundſtein ſeines Glückes gelegt. 50 Thaler ſind eine Kleinigkeit für ihn: ein Diner, das er ſeinen Spielgenoſſen giebt, koſtet ihm drei-, vier Mal ſo viel. In einer Stunde verliert er oft das Doppelte

in Pharo und Roulette. Ich werde ihm klagen mein Leid, meine Noth, ich werde ihm ſagen, daß man mich pfänden, daß man mir meinen letzten Rock, meinem Weibe das letzte Kleid, meinen Kindern den Strohſack nehmen will ... meine Thränen werden ſein Herz, wär's auch von Stein, erweichen: er wird mich erhören, er wird mir helfen.

Und frohen Muthes kam er in Potsdam an und frohen Muthes klopfte er an die Thür des Reichen.

Mit Thränen klagte ihm der Arme ſein Leid. Er ſchüttete ſein Herz und ſeinen ganzen Kummer aus und flehte um Erbarmen.

Der Reiche hörte ihm gleichgültig zu, ſtopfte ſich kaltblütig eine irdene Pfeife und ſprach, als der Arme ausgeredet hatte:

— Lieber Freund, ich kann Dir nicht helfen — wärſt Du heute Morgen gekommen, hätte ich Dir dienen können, ſagte der reiche Mann und zündete ſeine Pfeife an. Vor 3 Stunden habe ich — ſo wahr mir Gott helfe — 1000 Louisd'or mit der Fahrpoſt nach Berlin an meinen Banquier geſchickt, der mir dafür Staatspapiere ankaufen ſoll ... ich habe jetzt nicht mehr als 10 Thaler baares Geld in meinem Hauſe.

— Gut, gieb mir die 10 Thaler — ich will zu meinem Gläubiger, will ſie ihm geben und ihn bitten, daß er mir Friſt ſchenken ſoll.

— Du kannſt unmöglich verlangen, ſprach der Reiche, ſich an den Ofen ſtellend, daß ich mich von dem letzten baaren Gelde ganz entblößen ſoll. Bei'm Ewigen, ich kann, ſo gerne ich möchte, Dir für den Augenblick nicht helfen; komm in 8 oder 14 Tagen wieder, vielleicht iſt es mir dann möglich, einen Theil Deiner Bitte zu erfüllen; das Ganze kann ich Dir freilich nicht geben, denn es ſind jetzt ſchlechte Zeiten, lieber Freund, vor drei Tagen habe ich an ſpaniſchen Papieren 5000 Thaler, vorgeſtern 1200 Thaler an Eiſenbahnenactien und geſtern 10 Louisd'or im Ecarté verloren ...

— Du biſt reich ...

— Auch Brunnen erſchöpfen ſich ...

— Ich habe nie einen Heller von Dir verlangt ...

— Das iſt wahr ...

— Und in drei Tagen ſoll ich gepfändet werden ...

— Das thut mir leid, ſehr leid, ſprach der

Reiche, eine dicke Rauchwolke von ſich blaſend, aber, weiß Gott, ich kann Dir nicht helfen.

— Bei Allem, was Dir heilig iſt, hilf mir, jammerte der Arme.

— Ennuyire mich nicht, rief ärgerlich der Reiche und kehrte ihm den Rücken zu.

Der Arme fing heftig zu weinen an: er ſprach kein Wort und ging.

Als der Arme zur Thür hinaus war, gab der Reiche ſeinem Diener den Befehl, den Bettler, der ſo eben fortgegangen, in Zukunft nicht mehr einzulaſſen.

Mit ſchwerem Herzen und leichtem Magen, denn noch hatte der Arme nichts gegeſſen, wanderte er nach Berlin zurück.

Es war unterdeſſen Nacht geworden; aus den dunkeln Wolken trat der Mond hervor; die Sterne träufelten auf die Landſtraße ihr goldenes Licht hernieder.

Der arme Mann blickte weinend zum Himmel hinauf:

— Vater im Himmel, rief er aus, ich ſtehe am Abgrunde der Verzweiflung, bewahre mein graues

Haupt vor Schande und Entehrung, hilf mir, rette mich!

Und der Himmel? Er war bei guter Laune und ſandte ihm Hülfe, Rettung; denn als der Arme auf der Poſtſtraße 100 Schritt weiter gegangen war, fand er — die Fügungen des Himmels ſind oft wunderbar — einen Beutel, den die Fahrpoſt unterwegs verloren hatte, einen Beutel mit 1000 Louisd'or, denſelben Beutel, den der Reiche nach Berlin geſchickt.

Was hätteſt Du an des Armen Stelle, was hätteſt Du in ſeiner Verzweiflung gethan? Lege die Hand auf Dein Herz und frage Dich, was hätteſt Du gethan?

Was er gethan, ſollſt Du ſogleich erfahren.

Als er den Beutel gefunden, rief er wonnetrunken aus:

— Dieſer Beutel gehört meinem Bruder ... das iſt ein Fingerzeig Gottes. Ich habe ihn um 50 Thaler gebeten ... er hat ſie mir mitleidslos verweigert ... ich will mich rächen an ihm.

Und ſchleunig kehrte er wieder um, um dem Reichen das Verlorne wiederzubringen.

Ueb' immer Treu' und Redlichkeit
Bis an Dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab.

Und das that auch der arme Mann. Frohe Hoffnung kehrte in sein Herz zurück.

— Meine Ehrlichkeit wird ihn rühren, er wird die Pflicht der Dankbarkeit erfüllen, er wird mir jetzt, jetzt gewiß helfen.

Und froh, wie ein Kind, setzte er, obgleich geistig und körperlich ermattet, seinen Weg fort und kam endlich an das Haus des Reichen.

Der Diener, der von seinem Herrn den strengsten Befehl erhalten, ihn nie mehr einzulassen, will ihn fortjagen.

— Laßt mich hinein, fleht der Arme, ich bringe ihm diesen Beutel mit Gold ...

— Was giebt's hier? ruft der Reiche, den der Lärm in's Vorzimmer gelockt.

— Ich bin's Bruder, laß mich hinein, ich bringe Dir Geld.

Der Reiche, der den schweren Beutel erblickt, erschrickt. Das Erstaunen raubt ihm fast die Sprache. Er winkt dem Armen, der jubelnd eintritt.

— Der Postwagen muß ihn verloren haben ... ich fand ihn auf der Heerstraße.

— Der Beutel gehört mir ...

— Das weiß ich und darum bringe ich ihn Dir ... Nimm Dein Geld und hilf mir nun.

Der Reiche nahm seine 1000 Louisd'or, griff in seine Hosentasche, warf dem Armen ein Achtgroschenstück vor die Füße und rief hohnlachend aus:

— Da nimm und kaufe Dir dafür einen Strick!

Der Arme stieß einen Schrei der Wuth und Verzweiflung aus: dann aber schwieg er still und ging seine Wege.

Und als er wieder auf der Landstraße war, zog er sein Tuch aus der Tasche und — befolgte den guten Rath seines Stiefbruders.

Ueb' immer Treu' und Redlichkeit
Bis an Dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab.

Die gütige Vorsehung.

Ihr wißt, erzählte uns Alfred, daß ich im März vergangenen Jahres Paris verließ, um nach Italien zu reisen. In Marseille schiffte ich mich in ein Dampfboot ein, das mich nach Livorno brachte, wo ich einige Tage verweilen wollte. Nachdem ich Pisa, Florenz und Siena besucht hatte, machte ich mich auf den Weg nach Rom, nach Künstlerart abwechselnd zu Fuß, zu Pferde und zu Wagen, die Route verfolgend, die mir meine Phantasie und meine Neugierde vorzeichneten; diese Zizac-Wanderschaft raubte mir deshalb mehr Zeit, als wenn ich in gerader Linie nach Rom gegangen wäre.

Eines Tages begab ich mich nach einem kleinen Dorfe, das, glaube ich, Aquaviva hieß, wo ich übernachten wollte; ich war zu Pferde und ein Cicerone begleitete mich. Wir durchstreiften eine gebirgige, pittoreske Gegend, und vielleicht hätte ich einen Au-

genblick Halt gemacht, um in mein Album einige dieſer reizenden Punkte aufzunehmen, wenn nicht der Himmel ſich plötzlich verdüſtert und mein Wegweiſer mir gerathen hätte, mein Pferd anzuſpornen, wenn ich ohne durchnäßt zu werden, mein Ziel erreichen wollte.

Ich befolgte ſeinen guten Rath; das Ungewitter war raſcher als wir: bald ſtellte ſich ein heftiger Regen ein; Windſtöße, Blitze und Donnerſchläge — nichts fehlte zu einem Ungewitter comme il faut. Bald war es unmöglich geworden, den rechten Weg zu finden; die erſchreckten Pferde gehorchten uns nicht mehr; ich verlor meinen Wegweiſer; glücklicherweiſe bemerkte ich, nach Verlauf einer halben Stunde ein Haus, das einſam am Rande eines kleinen Gehölzes lag. Mein Pferd war ſo froh als ich, endlich ein Schutzdach zu finden. Wir wurden von den guten Landleuten freundlich aufgenommen. Während der Mann mein Pferd in den Stall führte, zündete die Frau für mich ein großes Feuer an. Man lieh mir Kleider und bereitete für mich ein Mittagsmahl.

Ich ſaß ſeit einer Stunde am Kaminfeuer, als ſich an der Thür des Hauſes Menſchenlärm und

Pferdegetrappel vernehmen ließ. Der Wirth beeilte ſich, zu öffnen. Drei Männer traten ein: zwei Soldaten von der Land-Gensd'armerie und ein armer Teufel, dem man mit einem dicken Strick die Hände auf den Rücken feſtgebunden hatte.

— Meiner Treu, ſagte einer der Gensd'armen, man iſt herzlich froh, wenn man auf ſeinem Weg bei ſolchem Regenguß ein ſo gaſtliches Haus, wie das Eurige, Meiſter Filippo, antrifft. Erlaubt Ihr's, ſo wollen wir hier ein wenig Halt machen.

— Gern, antwortete der Wirth.

Die beiden Gensd'armen und der Gefangene ſetzten ſich an's Feuer.

— Wir haben, wie Ihr ſeht, heut ſchon einen weiten Weg gemacht, fuhr der Gensd'arme fort. Betrachtet mal dieſen Schlingel, den wir jetzt zum Galgen führen, Ihr habt wohl noch nicht das Vergnügen gehabt, ihn perſönlich kennen zu lernen; aber dem Rufe nach kennt Ihr ihn gewiß ſchon lange: Das iſt der berüchtigte Pietro Marazini.

— Das iſt Pietro? rief die Wirthin, den Gefangenen verächtlich anſchauend, ich glaubte ihn viel größer.

Dieſer Pietro war in der That nur ein kleiner,

gebrechlicher Menſch. Er ſah ſehr niedergeſchlagen aus und ſchien auf dem Stuhle eingeſchlafen zu ſein. Einer der Gensd'armen hatte, aus Vorſicht, ihm die Füße gebunden und, wiewohl er bei dieſer Operation nicht allzu zart verfahren war, hatte Pietro doch keinen Laut von ſich gegeben.

Die Gensd'armen baten, nachdem ſie ihre vom Regen durchnäßten Kleider zum Trocknen aufgehängt hatten, den Wirth, ihnen ein Stück Schinken und zwei Bouteillen Wein zu bringen. Der Tiſch wurde in der andern Ecke des Zimmers gedeckt. Wirth und Wirthin wollten aus Artigkeit das frugale Mal der beiden Gäſte theilen. Ich blieb auf meinem Platze an der Ecke des Camines. An der andern Ecke, mir gegenüber, ſaß Pietro. Die Stellung dieſes Menſchen ſchien mir ſo originell, daß ich ſie in mein Album zeichnete. Einer der Gensd'armen, der dieß bemerkte, erhob ſich, um meine Arbeit zu prüfen.

— Excellent, rief er, aber Ihr hättet lieber bis morgen warten ſollen, Pietro wird ſich am Stricke des Galgens gewiß noch weit drolliger ausnehmen.

Der Gensd'arme öffnete, bevor er ſich wieder

an den Tiſch ſetzte, ein Fenſter, um zu ſehen, ob der Himmel ſich wieder aufklåre.

— In einer halben Stunde, ſagte der Wirth, wird das Wetter ſich verzogen haben, und Ihr werdet dann wieder Eure Pferde beſteigen, um Euren Weg fortſetzen zu können. Alſo nach Aquaviva führt Ihr dieſen Patron?

— Ja, Morgen wird er ſich dort mit dem Galgen vermählen. Ihr ſeid zur Hochzeit eingeladen. Schon vor ſechs Monaten hat die Juſtiz den Contract aufgeſetzt. Aber der Bråutigam hatte keine Eile; vergebens hatten wir ihn lange geſucht und erſt geſtern ſind wir unterrichtet worden, daß er heute Nacht wohlgemuth das Dorf Pila paſſiren werde. Und das war gut! Wir fingen den Sperber in ſeinem Neſte. Man ſagte, er habe bei ſeinem Banditen-Metier viel Glück gemacht und wolle ſich nun von ſeinen Geſchåften zurückziehen; wir glaubten, er habe viel Baarſchaft bei ſich, aber wir tåuſchten uns, ohne Zweifel wird er's erſt ſeinem Beichtvater geſtehen, wo er ſeinen Schatz vergraben hat.

Da erhob ſich Pietro; ſeine Züge hatten einen ſonderbaren Ausdruck von Liſt und Kühnheit, mit verſtohlenen Blicken ſchaute er hin und her und ließ

dann ſein Auge auf mir ruhen. — Ich betrachtete ihn mit wohlwollender Neugier und wußte nicht, weshalb dieſer Menſch mir ſo viel Theilnahme einflöße; ich hätte gewünſcht, daß er gerettet würde; er ſchien mich zu verſtehen, denn ſein Blick nahm einen bittenden Ausdruck an. Die Gensd'armen, der Wirth und die Wirthin ſaßen mit dem Rücken ſo gewendet, daß ſie das nicht ſehen konnten; verſunken in einem ſehr lebhaften und geräuſchvollen Streite, dachten ſie gar nicht an uns. Pietro's Blick ſchien mich zu prüfen. Ich zog einen Dolch aus meiner Taſche. Pietro's Augen funkelten. Blitzſchnell warf ich ihm den Dolch zu, den er mit den Zähnen auffing, wie ein Hund, dem man einen Knochen hinwirft. Keine Sprache iſt im Stande, den Ausdruck jenes Blickes zu ſchildern, womit er mir dankte. Den Griff des Dolches im Munde haltend zerſchnitt er den Stick, der ſeine Hände zuſammenhielt, mit der entfeſſelten Hand löſ'te er die Bänder ſeiner Beine, ſprang mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit mit einem Sprung zum Fenſter hinaus und — war verſchwunden.

Bevor noch die Gensd'armen von ihrem Erſtaunen zurückgekehrt, war Pietro ſchon über die Berge.

Ich gab mir die Miene, als theilte ich das allgemeine Erſtaunen. Da ich meinen Platz nicht verlaſſen hatte, konnte man nicht argwöhnen, daß ich die Flucht des Banditen erleichtert hätte. Die Gensd'armen warfen ſich, die fürchterlichſten Verwünſchungen ausſtoßend, auf ihre Pferde, um dem Banditen flugſchnell nachzujagen. Ich wünſchte ihnen den beſten Erfolg. — Der Himmel war unterdeſſen wieder heiter geworden; ich hatte noch eine Stunde und eine Meile vor mir, um Aquaviva zu erreichen: ich nahm Abſchied von meinen Wirthsleuten und ſetzte ſo froh, als ob ich eine gute That vollbracht, meine Reiſe fort.

Einige Zeit nach dieſem Vorfall kam ich in Rom an, wo ich nur drei Wochen zu verweilen gedachte. Aber aus den Wochen wurden Monate. Vernunft denkt und Leidenſchaft lenkt. Während meines Aufenthaltes in Rom ereigneten ſich dort gar ſonderbare Begebenheiten. Eines Tages geſchah es, daß mir mein ganzes Hab' und Gut, eine Rolle mit 60 Louisd'or geſtohlen wurde. Meine Verlegenheit war um ſo größer, als ich hier keinen einzigen Bekannten hatte und mich daher der Gefahr ausgeſetzt ſah, bis zur Ankunft eines Briefes aus Paris ohne Geld zu blei-

ben. Am andern Morgen des Tages, an dem man mir meine ganze Reise-Baarschaft geraubt, fand ich, als ich von einem Spaziergang in meinen Gasthof zurückgekehrt war, ein Paket mit meiner Adresse. Ich öffnete es: es enthielt 60 Louisd'or, ohne ein Wort des Aufschlusses. Ich dachte mir, daß der Dieb Gewissensbisse empfunden und, in einem Anflug von Redlichkeit auf den schönen Gedanken gerathen, das gestohlene Gut mir zurückzugeben und so Frieden mit dem Himmel zu schließen. Die Herren Diebe des heiligen Roms haben gar oft sonderbare Einfälle.

Die Leidenschaft, die mich drei Monate in Rom hielt, hatte mir eine göttliche Frau, Julia Ferrari, eine ausgezeichnete Sängerin eingeflößt, die sich vom Theater zurückgezogen hatte, um ihr Heil unter dem Schutze eines Prinzen der römischen Kirche zu versuchen. Seit sechs Wochen lachte mir in ihren Armen das schönste Glück, von keinem Wölkchen getrübt. Eines Abends, um Mitternacht, als ich mich, wie gewöhnlich, nach Julia's Wohnung begab, ergriff mich ein panischer Schreck, als ich vor der kleinen Gartenthür, durch welche ich in ihr Haus zu schlüpfen pflegte, den blutigen Leichnam eines Man-

nes liegen ſah. Bei meinem Eintreten fand ich Julien mit aufgelöſ'tem Haar, todtenbleich und in Thränen gebadet; als ſie mich erblickte, ſtieß ſie einen Schrei der Freude aus und ſank ohnmächtig in meine Arme. Wieder zu ſich gekommen, aber noch zu ſchwach, um reden zu können, zeigte ſie auf einen Brief, der auf dem Tiſche lag. Dieſer Brief enthielt folgende Zeilen:

„Der, für den Ihr mich verrathen, wird heute Abend, in dem Augenblick, wo er in Eure Arme eilen will, den Tod finden. Wenn Ihr dieſe Zeilen leſ't, hat Jener aufgehört zu leben. An Eurer kleinen Gartenthür werdet Ihr ſeinen Leichnam finden ..."

— Der Leichnam iſt da, ſagte ich zu Julia.

Mit Fackeln verſehen, ſtiegen wir hinab und erkannten in dem Leichnam einen Bravo, ohne Zweifel den, der den Auftrag erhalten, mich zu tödten.

— Danken wir der gütigen Vorſehung, die Euch ſo wunderbar errettet hat, rief Julia und ſank entzückt in meine Arme.

Die Gefahr, die ich glücklich überſtanden, aber von Neuem drohend vor meine Seele trat, vermehrte meine Liebe, die mir Muth gab, allen Ge-

fahren zu trotzen; aber der furchtbare Schutzengel, der über Juliens Tugend wachte, sollte bald über meinen Muth und meine Unerschrockenheit den Sieg davon tragen. Julia war plötzlich aus Rom verschwunden; all meine Nachforschungen, wo sie hingekommen, waren fruchtlos. Endlich entschloß ich mich, Rom zu verlassen und nach Neapel zu gehen.

Hier frühstückte ich eines Morgens in einem Caffehause auf dem Molo. An einem der Tische führten drei junge Leute ein ziemlich lautes Gespräch, das der Wein immer mehr und mehr belebte. Die Rede kam auf Frankreich, und einer dieser jungen Herren erlaubte sich dabei so unanständige Aeußerungen, daß ich ein gutes Recht zu haben glaubte, sie derb zurecht zu weisen. Wir tauschten unsere Karten und gaben uns auf den nächsten Morgen ein Rendezvous. Der Sohn meines Banquiers sollte mein Sekundant sein. Als der junge Mann den Namen meines Gegners erfuhr, war er ganz verblüfft.

— Der Capitain Montefiore, rief er, ach dann, mein unglücklicher Freund, sind Sie verloren. Welch' ein fataler Zufall hat Sie mit diesem Manne zu-

ſammengeführt — der iſt ein profeſſionirter Duellant, ein wüthender Haudegen. Er weiß eben ſo geſchickt mit dem Degen als mit der Piſtole umzugehen ... ſchon mehr als hundert Mal hat er ſich geſchlagen und immer ſeinen Mann getödtet. Es bleibt Ihnen nichts anders übrig, als Ihr Teſtament zu machen, denn Sie ſind ſchon ſo gut als todt.

Ich ließ mich dadurch nicht einſchüchtern und ſchlief ſeit langer Zeit nicht ſo ruhig, als dieſe Nacht. Am andern Morgen (es war noch ſehr früh) kam mein Zeuge; er fiel mir um den Hals und rief:

— Sie ſind gerettet!

— Wie iſt das zu verſtehen?

— Ein Zufall, ein Glück, ein Drama iſt Ihnen zu Hülfe gekommen.

— Ich bitte, erklären Sie ſich. Hat der Antheil, den Sie an meinem Schickſal nehmen, Ihnen den Kopf verdreht?

— Sie ſind gerettet, ſage ich ...

— Es iſt Zeit, mich um einen andern Sekundanten umzuſehen, denn ich glaube wirklich, daß Sie närriſch geworden ſind.

— Einen Sekundanten? Um ſich zu ſchlagen? Mit wem? Mit dem Capitain Monteſiore? Es

giebt keinen Capitain, es giebt keinen Monteſiore mehr. Der Capitain Monteſiore iſt todt.

— Was ſagen Sie?

— Todt, ſage ich. Ich will Ihnen Alles erzählen. Unbekannt mit der Chronique ſkandaleuſe von Neapel, wird es Ihnen fremd geblieben ſein, daß der Capitain mit einer gewiſſen Lucrezia Laterni, der Gattin eines Advocaten unſerer Stadt, in einem polizeiwidrigen Verhältniß gelebt. Meiſter Laterni war, wie alle Advocaten, zu ſehr mit den Angelegenheiten Anderer beſchäftigt, um mit ſeinen eigenen ſehr vertraut ſein zu können. Der Liebeshandel war in ganz Neapel bekannt, ihr Gemahl aber glaubte nicht daran. Erſt geſtern ertappte er den Capitain in einem tête à tête mit ſeiner Frau. Der Advocat hatte die Vorſicht gehabt, ſich mit Waffen zu verſehen; er kannte zu genau die Geſetze, um zu wiſſen, wie weit das Recht eines beleidigten Gatten reicht. Er ertappte das Verbrechen auf der That, und ließ ſich von ſeiner Hitze verleiten, dem Capitain, ohne lange Procedur, eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Das war auch das Beſte, was er mit einem ſolchen Patron, wie Monteſiore, anfangen konnte. Daß dies ſo und nicht an-

ders gekommen, danken Sie es, mein theurer Freund, der gütigen Vorsehung.

Von Neapel ging ich nach Venedig. Hier erwartete mich die schönste, doch auch letzte Liebe meines Lebens. Ich war hier ungefähr 14 Tage, als ich in einer Kirche ein junges, reizendes Mädchen sah, dem ich, als die Kirche zu Ende war, bis zu ihrer Wohnung folgte, wo ich Erkundigung über sie einzog. Ich erfuhr, daß sie Lucia Martelli heiße und, Tochter eines alten Geizhalses, bestimmt sei, die Frau eines jungen Cavaliers, Lorenzo Pergoletti, zu werden. Ich sann auf Mittel, mit ihr bekannt zu werden.

Am andern Morgen erhielt ich eine Einladung zum Ball bei dem Grafen von ***. Da ich den Grafen nicht kannte, konnte ich nicht begreifen, wie ich zu dieser Einladung komme; dessen ungeachtet ging ich hin. Und wie groß war meine Freude, als ich dort Lucia Martelli fand. Ich tanzte mit ihr und schilderte ihr meine Liebe; sie lieh mir ein günstiges Ohr und als ich den Ball verließ, dankte ich der gütigen Vorsehung, die mich zum Grafen von *** geführt hatte. Seit jenem Abend entspann sich zwischen Lucia und mir ein zärtlicher

Briefwechsel. Sie gestand mir, daß sie Lorenzo nicht liebe und daß, wäre sie freie Herrin ihrer Wahl, sie mir den Vorzug geben würde. — Luciens Vater war ein großer Bildernarr, der bedeutende Summen verschwendet hatte, um seine Gallerie zu füllen; ich erfuhr, daß er die Hand seiner Tochter nur darum dem jungen Cavalier zugesagt, weil dieser ein herrliches Gemälde von Titian besaß, das er ihm nicht verkaufen, wohl aber an seinem Hochzeitstage zum Geschenk machen wollte. Dieser Tag naheteheran und Lucia verzweifelte. Gehorsam wollte sie ihr Glück dem Eigensinn ihres Vaters aufopfern. Ich Aermster war aber dergestalt in sie verliebt, daß ich mich erschießen wollte, und vielleicht hätte ich der verrückten Idee nachgegeben, hätte ich nicht eines Morgens am Vorabend des festgesetzten Hochzeitstages ein Billet folgenden Inhalts erhalten:

„Fassen Sie Muth, in Lorenzo's Hause ist Feuer ausgebrochen und Titian ist verbrannt."

Ich eilte schnell nach Martelli's Wohnung hin. Unterwegs sah ich bei einem Trödler ein Gemälde von außerordentlicher Schönheit ... ich prüfte es: es war ein Tintoretto, ein herrlicher Tintoretto. Es

blieb mir nur noch zu wiſſen, ob ich reich genug ſein würde, dieſes Bild kaufen zu können.

— Wie viel wollen Sie für dieſes Stück Leinwand? fragte ich mit zitternder Stimme den Trödler.

— Zehn Thaler.

— Zehn Thaler, o gütige Vorſehung! Ich zahlte, ſchenkte dieſen Schatz dem alten Geizhals und — heirathete ſeine Tochter.

* * *

— Drei Monate nach unſerer Hochzeit ſtarb mein Schwiegervater; er hinterließ meiner Frau, ſeiner einzigen Erbin, 600,000 Lire und eine herrliche Gemäldegallerie. Lucia willigte ein, mit mir nach Paris zu gehen. Auf unſerer Reiſe nach Frankreich trug ſich Anfangs kein auffallendes Ereigniß zu; doch an dem Tage, wo wir in Nizza ankamen, brachte uns ein Diener des Hotels, in dem wir abgeſtiegen waren, ein Billet und einen Dolch. Ich erkannte den Dolch, das Billet bezeichnete mir ein Rendezvous, ich ſtellte mich ein und fand dort — den Banditen.

— Sie haben Pietro das Leben gerettet, ſagte er mir, und Pietro iſt nicht undankbar geweſen. Ich war es, der Ihnen in Rom das Geld, das man Ihnen geſtohlen, wieder geſchafft, ich war es, der den Bravo, der beauftragt war, Sie zu ermorden, getödtet hatte. In Neapel war ich es, der den Advocaten Laterni von der Untreue ſeiner Gattin unterrichtet und ihm das Piſtol in die Hand gedrückt hatte, womit er den Capitain Monteſiore niedergeſtreckt. In Venedig war ich es, der Ihnen eine Einladung zu dem Ball des Grafen *** geſchickt. Ich war es, der Ihres Nebenbuhlers Haus in Brand geſteckt und bei dem Trödler einen Tintoretto hingeſtellt, den er Ihnen für zehn Thaler verkauft hat. Jetzt, wo ich Sie reich und glücklich gemacht, ſind wir quitt.

Leben Sie wohl!

Das alſo war die gütige Verſehung !!!

Schobri.

I.

Wer von Euch kennt nicht, wenigſtens dem Namen nach, Herrn Schobri, den ungariſchen Fra Diavolo, den faſhionablen Räuber, den galanten Gauner, der, wie ſein italieniſches Vorbild, viel Savoir-vivre hatte, Guitarre ſpielte und Barcaroten ſang, Kunſt und Künſtler liebte und allen Frauen den Hof machte?

Dieſer Schobri, dieſer Räuber par excellence, war im vergangenen Frühjahre in Peſth, hatte ſich dort für einen reiſenden Maler ausgegeben und in einem Caffehauſe die Bekanntſchaft eines jungen Dichters gemacht, den er nach und nach ſehr lieb gewonnen.

Eines Morgens ſtand der junge Dichter auf dem Punkte, ſich aus Verzweiflung das Leben zu nehmen. Zum Glück kam ſein Freund, der Maler.

— Warum so niedergeschlagen? fragte der noble Bandit.

— Ich bin ein unglückseliger Mensch ... vor einer Stunde hat der Theater-Director mir mein Lustspiel, worauf ich meine letzte Hoffnung gegründet, ungelesen zurückgesandt.

— Was Teufel, Sie haben ein Lustspiel geschrieben?

— Ein Lustspiel, das ohne Zweifel gefallen haben würde. Ich hatte den glücklichen Einfall, eine Person auf die Bühne zu bringen, die jetzt großes Interesse erregt, eine Person, die, wie Cartouche und Mandrin, in den Annalen der Gauner eine große Rolle spielt ... Der Held meines Lustspiels ist — der Räuber Schobri.

— Schobri??? rief der Gauner ganz verblüfft.

— Sagen Sie, mein theurer Gönner, ist das nicht eine gute Idee?

— Eine ganz vortreffliche Idee, rief Schobri, der sich schnell gesammelt hatte. Und der Director, sagen Sie, hat das Stück nicht angenommen.

— Der Filz hat es vermuthlich nur darum zurückgeschickt, weil ich dafür Honorar begehrt habe.

— Wie viel verlangen Sie dafür, mein junger Freund?

— Nur 50 Gulden, die ich aufrichtig gesagt, meiner Wirthin für Miethe schulde.

— Wo haben Sie Ihr Lustspiel?

— Wollen Sie es lesen, hier ist es.

— Geben Sie es mir. Ich kenne den Director, will ihm noch heute meine Aufwartung machen und ihn zu überreden suchen, Ihr Lustspiel anzunehmen.

— Theurer Freund, Sie würden mich dadurch unendlich verpflichten.

— Ich eile zum Director, in zwei Stunden, junger Freund, sollen Sie Bescheid von mir erhalten.

— Rechnen Sie auf meinen ewigen Dank, rief ihm der glückliche Autor nach.

Schobri ging geraden Weges zum Director, ließ sich bei ihm als einen Fremden, der ihn sprechen wolle, anmelden und ward sofort vorgelassen.

— Mit wem hab' ich die Ehre? fragte der stolze, vornehmthuende Theater-Dirigent ...

— Ich bin der Räuberhauptmann Schobri.

— Wie, Sie wären ...

— Der Räuberhauptmann Schobri. Mein Name wird Ihnen vermuthlich nicht ganz unbekannt ſein ... Aber weshalb erſchrecken Sie? Glauben Sie etwa, mein Herr, daß ich gekommen bin, um Ihnen die Kehle abzuſchneiden? Sie irren, mein Herr; mit Kleinigkeiten dieſer Art habe ich mich niemals befaßt.

— Womit kann ich dienen, Herr Schobri? fragte der zitternde Theater-Director.

— Ich bringe Ihnen ein Luſtſpiel, das einer meiner Freunde bei Ihnen eingereicht, ein Luſtſpiel, das Sie aus Gründen, die mir nicht bekannt ſind, zurückgewieſen haben.

— Nur aus Achtung für Sie, Herr Schobri.

— O, ich bitte, geniren Sie ſich nicht. Man hat größere Leute, als meine Wenigkeit, auf die Bühne gebracht; das kann mir, wie ich glaube, nur zur Ehre gereichen ...

— Es thut mir leid, Ihnen ſagen zu müſſen, daß ich Gründe habe, die mich veranlaſſen, das Luſtſpiel nicht annehmen zu können.

— Haben Sie das Stück geleſen?

— Ja, Herr Schobri.

— Gefällt es Ihnen?

— Nein, Herr Schobri.

— Aber mir gefällt es, ich hoffe alſo, daß Sie keinen Anſtand nehmen werden, das Stück anzunehmen, es anſtändig zu honoriren und, ſobald als möglich aufzuführen.

— Herr, wer kann mich dazu zwingen?

— Die Furcht. Wollen Sie das Luſtſpiel annehmen, oder nicht? fragte Schobri aufgebracht und zog ein geladenes Piſtol hervor ... Noch einmal, wollen Sie es annehmen oder nicht?

— Ja, ja, ſtammelte der zitternde Theater-Prinzipal.

— Wollen Sie es anſtändig honoriren? fragte Schobri, den Hahn ſpannend.

— Anſtändig honoriren? Was verſtehen Sie darunter?

— Wollen Sie für das Luſtſpiel 500 Gulden zahlen?

— 500 Gulden? Sie ſcherzen, Herr Schobri.

— Bisweilen, jetzt aber bin ich keineswegs dazu aufgelegt ... Entſchließen Sie ſich mein Herr, ich habe keine Zeit zu verlieren, .. la bourse ou la vie!

— Sind Sie mit 250 Gulden zufrieden?

— Schobri läßt nicht mit ſich handeln. Mögen Sie andere Dichter ſo mesquin beſolden wie Lohnlakayen, meinen Dichter müſſen Sie anſtändig honoriren, ſonſt ... ich hoffe, Sie verſtehen mich.

— Gott, was ſoll ich thun?

— 500 Gulden zahlen, oder Ihr Teſtament machen ...

— Herr Schobri, hier ſind 500 Gulden.

— Empfangen Sie meinen herzlichen Dank und die Verſicherung, daß, wenn das Luſtſpiel „der Räuber Schobri" innerhalb 8 Tagen nicht zur Aufführung kommt, ich Ihr Theater an allen vier Ecken anzünden werde. Im Uebrigen bleibe ich Ihnen wohlgewogen, ſagte Schobri, nahm das Geld und eilte fort.

Der Theater-Director war ſo betroffen, daß er, ſtatt ihm nachzueilen, ihn laufen ließ.

Der Bandit eilte zu ſeinem jungen Freunde zurück.

— Der Director hat Ihr Luſtſpiel angenommen und ſendet Ihnen 500 Gulden ... hier nehmen Sie das Geld. Adieu, Adieu! ...

— Weshalb ſo eilig wieder fort?

— Mir droht Gefahr ... ich bin der Räuber Schobri; leben Sie wohl.

Der junge Dichter war verſteinert.

II.

Zwei Tage ſpäter las man in der „Peſther Zeitung“:

„Endlich iſt es der Wachſamkeit unſerer Polizeibehörde gelungen, den berüchtigten Räuber Schobri zu fangen. Geſtern Abend wurde er gehenkt.“

Drei Tage ſpäter erhielt der Herausgeber der Zeitung ein roſenfarbenes, moſchusathmendes Billet folgenden Inhalts:

„Mein Herr!

Um Ihnen die Ueberzeugung zu verſchaffen, daß der Räuber Schobri bis jetzt weder gefangen, noch gehenkt worden iſt, erlaubt er ſich, Ihnen dieſen Brief zu ſchreiben und Sie inſtändigſt zu bitten, ihn auf die Liſte Ihrer Abonnenten zu ſetzen.

In der Nebenlage empfangen Sie 4 Louisd'or

als Pränumerations-Betrag für vier Jahrgänge Ihrer vielgeleſenen Zeitung.

Temesvar, am 4. April 1837.

Schobri."

III.

Am 10. April wurde auf der Peſther Bühne zum erſten Male der Räuber Schobri, Luſtſpiel in 1 Act von ***, bei gedrängt vollem Hauſe, aufgeführt.

In einer Loge des erſten Ranges ſaß ein vornehmer Mann mit einem Orden auf der Bruſt. Es war Schobri, der nur darum nach Peſth zurückgekehrt war.

Am andern Morgen erhielt der junge Dichter folgendes Billet:

„Junger Freund!"

Ihr Luſtſpiel hat mir außerordentlich gefallen ... ich habe viel applaudirt ... nur wünſchte ich, daß die letzte Scene etwas gekürzt würde. Empfangen Sie beiliegende 20 Louisd'or als einen ſchwachen Beweis meiner warmen Anhänglichkeit.

Schobri."

IV.

Sechs Wochen ſpäter wurde Schobri gehenkt. Der Dichter widmete ihm eine Thräne des Mitleids und legte um ihn Trauer an.

Schade um den Mann. Es giebt Schurken, die weit reifer für den Galgen, als Ungarns Fra Diavolo.

Der Cotillon.

I.

Er lag in den letzten Zügen. Die schöne Gräfin schien außer sich zu sein. Knieend lag sie vor dem Bette ihres sterbendes Gemahls, der die galoppirende Schwindsucht und 30,000 Thlr. Jahres-Einkünfte hatte. Cäcilie rang die Hände ... in luftigen Ringen quoll ihr fesselloses Haar über die Schultern hinab ... sie ächzte, schluchzte, stöhnte, seufzte, klagte, weinte, flehte ... bei Gott! nichts geht doch über ein treues Weib!

Halt! Beinahe hätte ich vergessen, Dir zu sagen, daß Cäciliens Schmerz nur eine diplomatische Schminke, eine wohlberechnete Maske war. Der Graf hatte noch nicht sein Testament gemacht; die Gräfin vervielfältigte ihre Seufzer, ihre Thränen und Gebete, um — Universalerbin seines bedeuten-

den Vermögens zu werden. Wie gesagt, nichts geht über ein treues Weib!

Das Testament war jetzt unterschrieben. Cäcilie einzige Erbin seiner Reichthümer. Sie warf sich auf sein Bett und legte ihre zitternde Hand auf des Gatten kalte Stirn, worauf schon der Schweiß des letzten Kampfes saß.

— Hector, lieber Hector, laß mich nur noch einmal Deine Stimme hören ... sprich nur noch ein einzig Wort, auf daß ich noch sehe, daß Du noch lebst ...

Der Graf raffte röchelnd die sterbenden Kräfte zusammen, um von ihr Abschied zu nehmen.

— Mein Ende naht ... bald bin ich jenseits ... leb wohl, Cäcille ... gedenke mein.

— Ewig, ewig ... doch wenn Du sterben mußt, so will ich auch nicht leben ... Ich habe noch eine Bitte an Dich.

— Im Voraus sei sie gewährt ...

— Wenn Du es kannst, so hole mich gleich nach Deinem Tode von dieser Erde ab, die, bist Du todt, öd' und farblos für mich ist. Was ist Liebe ohne Dich, mein Hector! Versprich mir also, mich bald von dieser freudenlosen Erde abzurufen, damit

ich bald, bald mit Dir vereint werde, dort droben in den Stezyen.

Der Graf wollte antworten ... der Tod schloß mit einem kalten Kuß dessen Lippen.

Hector war verschieden ... Cäcilie ließ ihre Maske fallen. Ein Zug an der Klingelschnur rief einen ihrer Bedienten herbei.

— Rasch hin zu Herrn Frederic. Melde ihm den Tod meines Gemahls und lade ihn zu gleicher Zeit zu einem Souper ein. O Weiber, Eure Treue!!!

II.

Drei Tage später wurde er beerdigt. Eine Kette von 74 der glänzendsten Equipagen folgte dem Leichenwagen. In dem ersten Staatswagen saß Cäcilie, in tiefe Trauer gehüllt, und ihre Bonne, eine 64jährige Gurli aus dem Elsaß, die der jungen Comtesse in einem Zeitraum von drei Jahren bereits 43 französische Vokabeln eingetrichtert hat.

Im zweiten Wagen gähnte Herr Frederic. Wer ist dieser Mann? Welche Frage? Frederic ist bisher der Hausfreund des Grafen gewesen und wird, nach dessen Ableben, wahrscheinlich Hectors Nachfolger werden.

Er drückte ſich in die Ecke und rechnete, welche Summe er von Cäcilien begehren müſſe, um einſtweilen einen Theil der Gläubiger zu befriedigen, die ihn am meiſten drängen.

Im dritten Wagen lächelte die kleine Fiorina, eine Solotänzerin der großen Oper, die ſeit ſechs Jahren des Grafen Dulcinea geweſen, die ihm während dieſes Zeitraums drei Knaben und ein Mädchen geſchenkt und trotzdem auf dem Theaterzettel noch immer als Demoiſelle Fiorina brillirt. Auch ſie hatte der Graf (in einem Codicill ſeines Teſtaments) reichlich bedacht. Ihr Begleiter war Herr Camille, der Leibrezenſent, mit welchem ſie vor Kurzem einen dreijährigen Lobhudel-Contract abgeſchloſſen hatte.

Der Sarg wurde in die Erde geſenkt. Die Gräfin wußte ſich noch einige Thränen zu verſchaffen und warf dann eine Handvoll Erde auf das Grab; Frederic folgte ihrem Beiſpiel und war dabei ſehr gerührt.

Auf dem Rückwege fuhr Cäcilie mit Frederic in dem erſten und die Bonne der Gräfin mit dem Privatſecretair des Grafen in dem zweiten Wagen.

Das Geſicht der Gräfin, das noch vor einer Stunde von Schmerz und Gram umflort war, hatte

ſeine Larve abgeſtreift und nahm nun ſeine natürliche Heiterkeit an.

— Dank ſei dem Himmel, daß Hector todt iſt ... Nun ſteht nichts mehr unſerm Glück im Wege, Frederic, freuſt Du Dich nicht?

— Ob ich mich freue! Sagt Dir nicht die Thräne, die jetzt in meinem Auge zittert, wie ich mich freue? Cäcilie, Sonne meines Glücks ...

— Frederic, Stern meines Lebens ... Sie küßten ſich.

III.

Abends war bei der Gräfin großer Ball. Die Gäſte, die hierzu Einladungskarten erhalten, wurden gebeten in Trauer zu erſcheinen. Der Salon der Gräfin war zu dieſem Zweck mit ſchwarzem Flor drappirt; ſelbſt um die Lüſtres, Candelabres und Girandolen wanden ſich, wie um die großen Wandſpiegel, die deren Licht einſogen, leichte, durchſichtige Florhüllen. Die Ball-Damen waren alle insgeſammt ſchwarz gekleidet. Wie ſchön contraſtirte bei Mancher die düſtre Farbe der Trauer mit dem blendenden Weiß des Teints! Die Reizendſte von allen war Cäcilie. Aus der ſchwarzen Sammetrobe quoll

der Schnee ihres Buſens, ihres Nackens, ihrer Schulter hervor. Ein langer Schleier, mit einer Brillantnadel an der Friſur befeſtigt, floß faſt bis zur Erde hinab. Wie ſehr ſtach die äußere Trauer von der inneren Freude ab!

Ein Tanz folgte nun dem andern. Die unermüdlichſte der Tänzerinnen war Cäcilie. Erſt unlängſt hatte ſie ſich mit Frederic in einen der Nebenſäle zurückgezogen, um dort in ſeinen Armen von den Strapazen des Tanzes auszuruhen, als die Muſik Beide zum Cotillon rief. Das liebende Paar eilt in den Saal zurück ... Der Cotillon beginnt ... man tanzt und tanzt ... ſchon naht ſich der Tanz ſeinem Ende ... Die große Uhr, die über der Gallerie des Orcheſters angebracht iſt ... verkündet Mitternacht ... Kaum iſt der letzte Glockenton verhallt, da verfinſtert ſich der Saal, der noch vor einer halben Minute in einem Meere von Lichtern floß. Von ſelbſt ſind alle Lüſtres und Girandolen erloſchen, die Muſik verſtummt plötzlich ... Cäcilie ſtößt einen furchtbaren Schrei aus ... eine geſpenſterartige Erſcheinung fordert ſie mit ernſten Geberden zu einer Extratour auf ... ſie fühlt ſich von einer eiskalten Todeshand ergriffen ... ſie zittert ... ſie

bebt ... und erkennt in dieſem leichenartigen Phantom ihren Gatten ...

— Was willſt Du von mir?

— Deine letzte Bitte erfüllen!

Er ſchlingt ſeine Hände um ihren Leib ... die Erde öffnet ſich ... Cäcilie ſtößt einen Schrei aus.

Und Beide verſchwanden.

Notenſchlucker.

Ein junger Componiſt hatte mir ſeine neueſten Walzer geſchickt. Vor dem Schlafengehen (denn früher hatte ich keine Zeit dazu gehabt) ſetzte ich mich an's Clavier, um ſie flüchtig durchzuſpielen. Ich müßte lügen, wenn ich ſagen ſollte, daß ſie mir ſehr gefallen hätten. Strauß'ſche Rhythmen, Lanner'ſche Motive, Canthal'ſche Wendungen, aber nichts Originelles, Eigenthümliches. Ich glaube, es giebt nichts mehr Neues in der Muſik: das Meer der Töne iſt ziemlich erſchöpft. Ein Componiſt plündert den Andern und jede Oper, jeder Walzer iſt ein Steckbrief auf zwanzig Andere, denn alle ſehen ſich unter einander ſo ähnlich wie Waſſertropfen.

Mitten im beſten Schlafe vernehme ich in meinem Zimmer ein ganz ſonderbares Geräuſch. Es kommt mir vor, als ob Jemand Blätter aus einem

Buche riſſe. Ich ſchlage die Augen auf und erblicke eine weiße Geſtalt, die dicht am Klavier ſteht. Zum Glück brannte noch die Nachtlampe.

— Wer da? rief ich mit dem ganzen Aufwand meiner Courage.

— Erſchrecken Sie nicht, ſagte die weiße Geſtalt, ich will Ihnen nichts zu Leide thun.

— Wer ſind Sie?

— Ich bin ein unglückliches Geſpenſt, vom Fatum verurtheilt, ſo lange umherzuwandeln, bis ich alle muſikaliſchen Phraſen, die ein Componiſt dem Andern geſtohlen, aufgezehrt habe. Nachtnächtlich treibe ich mich in den muſikaliſchen Bibliotheken herum, durchſtöbere alle Partituren, alle Muſikſtücke, alle Noten und verſchlinge Alles, was der Eine vom Andern abgeſchrieben hat. Ich wandle nun ſchon 46 Jahre umher und habe ſeit dieſer Zeit (ich führe Buch darüber) 347 Millionen Noten verſchluckt.

— Warum, wenn ich fragen darf, hat das Fatum Sie zu ſolcher Strafe verurtheilt?

— Ich war, als ich noch lebte, Capellmeiſter beim Theater zu ***. Laut Paragraph 8 meines Contractes war ich verpflichtet, jährlich eine neue Oper zu ſchreiben, wofür ich 20 Louisd'or Honorar

erhielt. Aber die ſtiefmütterliche Natur hatte mir ſo wenig Schaffungsgabe verliehen, daß mir nichts anders übrig blieb, als aus 12 alten Partituren eine 13te zuſammenzuſtoppeln, die ich für ein neues, mir eigenthümlich angehöriges Product ausgab. Ich bin gewiß nicht der einzige Capellmeiſter, der dies gethan, und wenn das Schickſal ſo grauſam wäre, jeden Maëſtro, der ſich bisher mit fremden Federn geſchmückt, als Geſpenſt umherwandeln zu laſſen, dann gäbe es eine Legion ſolcher Notenfreſſer..

— Ihre einzige Nahrung beſteht alſo in Noteneſſen?

— Leider ja! Es giebt Tage, wo ich 10 bis 12 Opern-Partituren von der erſten Note der Introduction bis zur letzten des Finale hinunterwürgen muß.

Daraus können Sie abnehmen, wie oft ich gezwungen bin, mir wider meinen Willen den Magen zu verderben, denn jetzt verſchlucke ich eine Donizetti'ſche Arie, dann einen Marſchner'ſchen Chor, dann einen Morelly'ſchen Walzer und ein Curſchmannſches Lied, Moll- und Dur-Stücke, alles durcheinander, denn ich denke, je mehr ich an einem Tage verſchlucke, deſto früher werde ich erlöſt. Aber jeden Tag ſchle-

ßen, wie Pilze, neue Opern auf, die, genau betrachtet, nur die alten ſind, denen man hie und da ein Paar neue Flicken angeheftet hat. So oft nun eine neue Oper angekündigt wird, bekomme ich Herzklopfen, denn es iſt muſikaliſches Unkraut, das ich, ärmſtes aller Geſpenſter, ausjäten und hinunterwürgen muß. Heute vor einem Jahre hatte ich Donizetti's „Anna Bolena" und Marſchner's „Hans Heiling" verzehrt. Die deutſche und italieniſche Muſik, die ſich nicht viel beſſer, als Eier mit Gurkenſalat vertragen, fingen in meinem Magen zu gähren und zu toben an.

— Mein Fräulein, ſagte Hans Heiling zu Anna Boulen, wenn Sie nur die Hälfte von dem wären, was Sie ſich einbilden, ſo wollte ich nichts ſagen; aber weiß Gott, Sie ſind ſo fad, ſo ſeicht ...

— Sie deutſcher Michel, rief Anna Boulen, ich habe mehr Melodie im kleinen Finger als Sie in der ganzen Hand.

Hans Heiling wurde grob, Anna Boulen noch gröber und beide erlaubten ſich nun ſolche Exceſſe, daß mein armer Magen über Unwohlſein Zeter über Zeter ſchrie.

— Sie armes Geſpenſt! Aber darf ich fragen, was Sie heute zu mir führt?

— Meine Naſe hat bei Ihnen friſche Muſikalien gewittert, Sie haben geſtern neue Walzer erhalten.

— Nun, was halten Sie davon?

Er reichte mir das Heft.

— Ueberzeugen Sie ſich.

— Mein Gott; es iſt nur weiſſes Papier, wo ſind die Noten ...

— Die liegen mir nun wie Kieſelſteine im Magen ... Mir iſt ganz unwohl.

— Wollen Sie vielleicht eine Taſſe Camillenthee?

— Ach nein, mein Herr, ich habe keine Zeit, ich muß in ein Muſik-Leihinſtitut ... geſtern iſt ein Paquet neuer Noten angekommen ... Lieder von Banck, Walzer von Neidhard und Weller, eine Oper von Taubert. — Da giebt es viel für mich zu thun.

— Dann will ich Sie nicht länger aufhalten, ſagte ich und wollte mich auf die Seite legen, da fiel ich aus dem Bette, denn das Alles hatte ich nur geträumt.

Die unterbrochene Trauung.

Vor dem Eingange der Werder'schen Kirche in Berlin sah ich eines Tages zwei Wagen und ein Häuflein neugierigen Volkes stehen.

— Eine Hochzeit, dachte ich bei mir und ging, was ich schon lange nicht gethan, in die Kirche.

Der Priester war eben im Begriff, zwei Leute zu trauen. Ich holte mein Lorgeon hervor und musterte Braut und Bräutigam.

Die Braut war eine kleine Blondine, höchstens achtzehn Jahre alt. In der That, ein ganz allerliebstes Gesichtchen: große, frühlingkündende Kornblumenaugen, schön geformte Rosenwangen und ein blendender Maiglöckchen-Teint. Bei Gott, sie ist sehr liebenswürdig, und wäre ich ihr Bräutigam, ich würde mir etwas darauf einbilden.

Der Bräutigam schien ein Mann in den Vierzigen zu sein. Ich will ihm keineswegs zu nahe

treten, aber frei geſtehen, daß ein ſo niedliches Blondinchen wohl einen jüngern, hübſchern Bräutigam verdient hätte. Der gute Mann mag aber verborgene Schönheiten beſitzen. Er iſt gewiß ein Muſter der Solidität, vielleicht reich; was weiß ich, was er ſein mag. Aber ſo viel iſt gewiß, daß er kein lockerer Saufewind, kein parfümirter Zierbengel, ſondern ein gefetzter Mann iſt — das verräth ſchon der ſchwarze Leibrock, deſſen Schnitt einem früheren Jahrhundert angehört, und ſein weißes Halstuch, deſſen Maſche früher, vor zwanzig Jahren, ſehr en vogue geweſen ſein mag. In dem einen Knopfloch baumelt ein eiſernes Kreuz, ein Beweis, daß der Herr Bräutigam, ein tapferer Held, in den Reihen jener ruhmgekrönten Soldaten gekämpft, die ihr Vaterland von fremder Zwingherrſchaft befreit haben. Das Vaterland hat ſich gegen ihn ganz gewiß ſehr dankbar gezeigt, der tapfere Krieger iſt ganz gewiß gut verſorgt, hat ganz gewiß einen einträglichen Poſten. Vielleicht hat die Blondine ihn nur deshalb genommen, weil er ein Amt und mithin ſein Auskommen hat.

Aber das Blondinchen gefällt mir ſo gut, ſo ausnehmend gut, daß mein herumſchweifendes Auge

immer wieder zu ihr zurückkehrt. Das kleine Grübchen in der Wange, der küßliche Mund, die blendende Schulter, die reizende Geſtalt, der niedliche Fuß ... Fürwahr, ſo ein Bräutigam iſt zu beneiden!

„Qui nunquam sensit amoris
Ignem, aut lapis, aut bestia est.“

Papſt Pius II. hat Recht. Wer niemals das Feuer der Liebe gefühlt, iſt entweder ein Stein oder ein Thier. Meine Wenigkeit hat dieſes Feuer ſchon oft gefühlt, kein Wunder, ich bin kein Thier, kein Stein. In dieſe Blondine hätte ich mich ohne Anſtrengung verlieben können.

Mit frommem Wohlgefallen ließ der Hochwürdige Herr ſein Auge bald auf dem ehrbaren Bräutigam und bald auf der ſchönen Braut ruhen. Voll Salbung hielt er eine Rede, worin er zuerſt die heiligen Pflichten der Ehe auseinanderſetzte und dann die Freuden derſelben mit ſo bezaubernden Farben ſchilderte, daß mir das Waſſer im Munde zuſammenlief. Mein Nachbar aber, ein ältlicher Spießbürger, hörte, als der Prieſter den irdiſchen Himmel der Ehe pries, nicht zu ſeufzen auf; vermuthlich fiel ihm,

bei der Schilderung des ehelichen Glückes, seine Ehehälfte ein, die gewiß keine von den Besten ist.

Die Rede hat (Dank dem Himmel) ihr Ende erreicht, und Braut und Bräutigam sind verfassungsmäßig gerührt.

Der Priester frägt den gerührten Bräutigam:

— Wollen Sie die Jungfrau Anna Dorothea u. s. w. für Ihre Frau anerkennen?

— Ja, antwortet laut und vernehmlich der Bräutigam.

— Wollen Sie mit ihr Leiden und Freuden theilen?

Ja.

— Wollen Sie, mit ihr auf immer vereint, durch dieses Erdenleben wallen?

Der Bräutigam — — — Himmel, was soll das bedeuten? Ohne zu antworten läuft er wie besessen fort, läßt den Priester und seine Braut stehen und rennt, wie ein Dieb, den ein Steckbrief verfolgt, zur Kirche hinaus. Ihm folgen seine zwei Zeugen; Niemand weiß, was vorgefallen ist. Der Priester sieht die Braut, die Braut sieht den Priester an. Wer kann uns sagen, was geschehen ist?

Ich ſtaune, du ſtaunest, er ſtaunet, wir ſtaunen, ihr ſtaunet, ſie ſtaunen.

— Mein Gott, frägt Jeder, warum iſt der Bräutigam ſo plötzlich davongelaufen?

— Hat ihn Reue überfallen?

— Will er nicht auf immer, ſondern nur auf kurze Zeit mit ihr vereint durch dieſes Erdenleben wallen? Und warum will er nicht ... Niemand weiß das!

Da ſtürzt ein Mann in die Kirche, welcher der ſtaunenden Menge verkündet, daß man auf der Straße „Feuer" ruft. Man hört ein Tuten: der Bräutigam und ſeine zwei Zeugen hatten das Feuer-Signal ſchon früher vernommen und waren mit Blitzesſchnelle zur Kirche hinausgeeilt, denn —, —

Sie waren gewiſſenhafte Spritzenleute, die ihre Pflicht nicht verſäumen gewollt.

Ein Stammbuchblatt.

Sie war ſchöner als der Tag. Ihr Auge war ein Bouquet von Sonnenſtrahlen, ihre Wange ein Potpourri holder Roſen, ihr Lächeln ein Album aller Reize. Ihr Herz aber war von Granit und Stein.

Cäſar liebte ſie von ganzer Seele, ſie aber trieb ihr loſes Spiel mit ihm und wenn er ſchwärmend zu ihren Füßen lag und, ihre Schönheit anbetend, ſich in den Strahlen ihrer Augen ſonnte, ſprang ſie auf und ſagte:

— Cäſar, Sie ſind ein Narr.

Dann ſeufzte er und ſchwieg.

Eines Tages reichte ſie ihm ihr Stammbuch.

— Wollen nicht auch Sie ſich einſchreiben, fragte ſie?

— Mit Freuden, ſagte Cäſar und ſchrieb auf eines der roſenfarbenen Blätter folgende Zeilen:

Der Kuß, Joëline, iſt eine jener ſüßen Won-

nen, die ſich nur empfinden, nicht beſchreiben laſſen. Der Kuß iſt das Zuſammenfließen zweier Seelen in Eine; die Seelen ſelbſt ſind zwei Gluthen, die ſich gegenſeitig entflammen, gegenſeitig löſchen. Der Kuß iſt der ſtumme Dollmetſcher zweier Herzen, die in einem Hauche ſich mehr als in Myriaden Worten ſagen. Der Kuß iſt der electriſche Funke, der jede Faſer, jede Fiber, jeden Nerv unſeres Seins durchſtrömt, das Feuer, das die Siegel unſerer Gefühle ſchmilzt. Der Kuß iſt die Morgenröthe der Liebe, die Abendröthe der Unſchuld. Der Kuß iſt der Hoheprieſter, der unſere Herzen in die magiſchen Geheimniſſe der Liebe einweiht, der uns alle ihre cabbaliſtiſchen Formeln lehrt und uns in die Werkſtätte des Ewigen führt, denn Gott iſt die Liebe und Liebe iſt die ſchaffende Urkraft. Der Kuß iſt der Talisman, der der entfeſſelten Seele Seraphſchwingen leiht, die uns aus der kalten, ſternenloſen Nacht des irdiſchen Jammers hinauftragen in das abendloſe Reich des ewigen Glückes. Der Kuß iſt der Wunderbalſam, der alle Wunden unſeres Herzens heilt, der Lethetropfen, der uns alle Leiden unſerer Seele vergeſſen läßt, der Kuß iſt das geheimnißvolle Zauberwort, das uns die goldenen Pforten des

Paradieſes, den Heſperidengarten der Liebe erſchließt. Fühlen Sie, wie ich, Joëline, o dann reichen Sie dem Gefolterten den Schlüſſel des Paradieſes.

Joëline las und rief lächelnd:

— Wie ſchön, wie rührend! kommen Sie, Cäſar, ſchaukeln Sie mich und erzählen Sie mir etwas Neues.

Sie ſetzte ſich auf die Schaukel.

— Haben Sie das neueſte Modenjournal geleſen? fragte Sie den ſchaukelnden Anbeter; die Atlas-Pelerinen ſind wieder ſehr en vogue — man trägt jetzt wieder enge Aermel und Schneppenkleider.

— Joëline!

— Was iſt Ihnen, Sie machen ein verzweifelndes Geſicht. Was fehlt Ihnen, Cäſar?

— Nichts, nichts!

— Ach, daß ich's nicht vergeſſe, haben Sie ſchon die neuen Contretänze von Muſard gehört? Kommen Sie Cäſar, ich will ſie Ihnen verſpielen.

Sie gingen in den Gartenſaal. Joëline warf das Album auf's Sopha, ſetzte ſich an's Clavier und ſpielte die Contretänze aus Halevy's „Jüdin".

— Wie gefällt Ihnen dieſer Theil? fragte Joëline.

— Gut, ſehr gut, antwortete Cäſar, der, verſunken im Anſchauen ihrer Schönheit, nur an ſie und ihre Reize dachte.

— Der dritte Theil iſt noch weit hübſcher, ſagte Joëline, weiter ſpielend. Es wird Ihnen, wie mir ſcheint, die Zeit lang. Dort ſtehen Cigarren für Sie, rauchen Sie Cäſar.

— Joëline ...

— Ich bitte, rauchen Sie, ſagte Joëline, erhob ſich von ihrem Sitze, nahm das Album, riß Cäſar's Stammbuchblatt heraus und machte daraus einen Fidibus, womit ſie ſeine Cigarre anzündete.

Cäſar wurde leichenblaß und — ſchwieg.

Am Abend deſſelben Tages ſprang er in's Waſſer.

Vier Wochen ſpäter ging Joëline zum Theater.

Geſtern trat ſie in Shakespeare's Tragödie als Julia auf.

Polemiſches.

Ein Traum des Herrn Töpfer.

Träume ſind Schäume.
Calderon.

Herr Carl Töpfer, wohnhaft in Hamburg, kleine Theaterſtraße Nr. 10 parterre links, erzählt in einem ſeiner jüngſten Blätter: er habe geträumt. Es iſt gewiß nicht das erſte Mal, daß der Redacteur der „Thalia“ geträumt; aber das, was er letzthin geträumt, dünkt ihm ſo intereſſant, daß er den ganzen Traum ſeinen Leſern erzählt.

„— Da träumte ich, ſagt Herr Töpfer, der Tropfen Zeit war verronnen. Meine Seele wurde ſogleich von zwei elyſeiſchen Polizeidienern in Empfang genommen und vor den inquirirenden Actuar geführt.

„— Seele, rief dieſer, von wannen kommſt Du?

„— Von Hamburg an der Elbe, antwortete ich.

„— Zitterſt Du nicht, Seele?

„— Nein, ich bin mir keiner Frevelthat bewußt.

„— Du biſt deutſcher dramatiſcher Dichter geweſen.

„— Dies war ſehr thöricht von mir und bitte ich deshalb um Vergebung.“

Bis hierher iſt der Traum des Herrn Töpfer ganz vernünftig. Jetzt kommt aber die Quinteſſenz, die Pointe, die Blüthe ſeines Traumes.

„— Haſt Du Originalſpiele erdacht?

„— Ja und die nannte man Ueberſetzungen; dann habe ich Dramen nach fremdartigen Producten gearbeitet, die nannte man Originale.“

Dieſer Paragraph bedarf eines Commentars. Herr Töpfer, wohnhaft in Hamburg, kleine Theaterſtraße No. 10. parterre, links, träumt, er habe Originalſpiele erdacht. So viel mir bekannt iſt, hat Herr Töpfer nur ein Originalſpiel erdacht; ſeine andern Stücke ſind, obgleich er immer die Quelle

verſchwiegen, nichts anders, als Ueberſetzungen. Seine „Gebrüder Foſter“ ſind eine Ueberſetzung von Rowley's „Witwe von Cornhill“, ſein „Pariſer Taugenichts“ iſt eine Ueberſetzung von Bayard's Gamin de Paris, ſein „Schloß Caradac“ iſt eine Ueberſetzung von Scribe und Varner's „César, ou le chien du chateau“, ſeine „Zurückſetzung“ eine Ueberſetzung von Bayards Claire, ou la préférence d'une mère“, ſein „beſter Ton“, ſein „Schein und Sein“, ſeine „weiße Pikeſche“ ſind Ueberſetzungen aus dem Engliſchen. Wem anders, als ihm, war es jemals in den Sinn gekommen, Dramen, die er nach fremdartigen Producten gearbeitet, Originale zu nennen???

„— Haſt Du Deine Stoffe nicht zuweilen franzöſiſchen Stücken entlehnt, ohne die Quelle anzugeben?

„— In neuerer Zeit, ja; aber nur, wenn ich ein eigenes Drama daraus ſchuf.“

Hat Herr Töpfer, wohnhaft in Hamburg, kleine Theaterſtraße Nr. 10, parterre links, in neuerer Zeit aus „César, ou le chien du chateau“, hat Herr Töpfer aus „Claire, ou la préférence d'une mère“ (Stücke, bei denen er nicht die Quelle an-

gegeben), ein ihm eigenes Drama geſchaffen?!? Was giebt ihm ein Recht, fremdes Eigenthum für das Seinige anzuſehen? Glaubt er, daß eines dieſer Stücke deshalb ſein Eigenthum geworden, weil er aus drei Acten vier gemacht? Man höre ihn weiter träumen.

„— Was nennſt Du ein eigenes Drama?

„— Wenn ich blos die Haupthandlung benutzte, übrigens dieſe Handlung durch deutſche Charactere verſinnlichte, welche deutſch erdachten Dialog ſprechen.“

Dieſer Paſſus iſt höchſt naiv. Herr Töpfer träumt, er habe die franzöſiſche Handlung durch deutſche Charactere verſinnlicht. Nun frage ich Jeden, der nur drei bis vier halbgeſunde Sinne hat, iſt der Pariſer Straßenjunge ein deutſcher Character? Iſt der franzöſiſche General Mathieu, der weder ſchreiben noch leſen kann, ein deutſcher Character? Welch einen Begriff hat Herr Töpfer vom deutſchen Character, wenn er unter dieſer Maske franzöſiſche Caricaturen auftreten läßt? Er rühmt an ſeinen Stücken den deutſchen Dialog! Legt Herr Töpfer auf das bischen Dialog, das er hier und da einflickt, wirklich ſo großen Werth? Hält er es wirklich für ein ſo großes Verdienſt, daß in einem

verdeutſchten Stücke die Perſonen wirklich deutſch, und nicht chaldäiſch oder ſyriſch reden?

Herr Töpfer, wohnhaft in Hamburg, kleine Theaterſtraße Nr. 10. parterre links, träumt noch weiter.

„— Ich war der Meinung, der Dramatiker nehme nur ſo viel aus dem fremden Stücke, als er in gelungenen Erzählungen vorfindet und Keinem fällt es ein, ein Luſtſpiel, das nach einer Erzählung gearbeitet iſt, wenn der Dramatiker auch ganze Dialoge buchſtäblich abſchreibt, für kein Originalſtück zu halten."

Der Traum des Herrn Töpfer befindet ſich in einem impoſanten Irrthum. Ein Dichter, der ein Stück nach einer Erzählung bearbeitet, hat wenigſtens das Verdienſt, daß er den Lauf der Intrigue, den Gang der Scenen, die Folge der Situationen leitet. Wer aber, wie Herr Töpfer, Handlung, Scenen und Situationen faſt durchgängig beibehält, ſchmückt ſich mit fremden Federn und kann auf Originalität keinen Anſpruch machen. Hätte Herr Töpfer je einen „Pariſer Taugenichts" geſchrieben, wenn Bayard ihm nicht das Original geliefert??? Man vergleiche Original und Ueberſetzung, um die Ueber-

zeugung zu erhalten, daß Herrn Töpfers einziges Verdienst darin beſteht, daß er — gewandt überſetzen kann.

„— Wohin komme ich alſo? fragte die Seele des Herrn Töpfer, wohnhaft in Hamburg, kleine Theaterſtraße Nr. 10 parterre, links.

„— Ich habe ein Quartier, wo ein gewiſſer Schröder ſich häuslich niedergelaſſen hat. Der Mann war auch von Hamburg an der Elbe, ſchrieb Dramen, nahm Stoffe aus dem Engliſchen, ſagte dies und verſchwieg es, wie es ihm gut dünkte — dorthin verweiſe ich Dich!“

Halt, Herr Töpfer, Ihr Traum wird etwas unangenehm: Sie vergleichen ſich mit Schröder. Ich habe nichts dawider, wenn Sie ſo etwas träumen; aber ſolche Träume muß man für ſich behalten und ſie ja nicht drucken laſſen. Was hätten Sie geſagt, Herr Töpfer, wenn es dem ſeligen Angely einmal eingefallen wäre, zu träumen, er wäre ſo groß als Shakeſpeare? Sie würden gelacht, ungeheuer gelacht haben. Erlauben Sie mir, daß ich nun auch ein ganz klein wenig lächle, wenn Sie ſich mit Schröder vergleichen. Schröder, es iſt wahr, hat zwar auch die meiſten ſeiner Dramen nach den engliſchen Originalen

von Fletcher und Beaumont bearbeitet, aber legen Sie die Hand auf's Herz und fragen Sie ſich, ob nicht ein Stück von Schröder -- z. B.: „Stille Waſſer ſind tief" — zehn Mal größeren Werth hat, als all Ihre Quaſi-Originale, vom „beſten Ton" bis herab zum „Schloß Caradac."

„— Werde ich dort noch mehr Geſellſchaft antreffen? fragt die träumende Seele des Herrn Töpfer.

„— Du findeſt dort Müllner und Kotzebue."

Oho, Herr Töpfer, verſteigen Sie ſich in Ihrem Traum nicht gar zu hoch! Müllner und Töpfer ... Töpfer und Kotzebue! Nein, ſo ein Traum iſt mir im ganzen Leben noch nicht vorgekommen! Es iſt wirklich Zeit, daß ich Herrn Töpfer aus ſeinen ſüßen Träumen erwecke, ſonſt träumt er am Ende noch, er ſei der deutſche Moreto, Goldini, Molière oder Sheridan!

„Setz Dir Perücken auf mit Millionen Locken,
„Setz Deinen Fuß auf ellenhohe Socken,
„Du bleibſt doch immer, was Du biſt!" *).

*) Mephiſtopheles, von Goethe.

Brechpülverchen.

„An dieſen Kerlchen iſt das Beſte, daß ſie nicht größer, als ein Brechpülverchen ſind. Man kann ihnen ein Huſarenjäckchen und Kinderſtiefel für vier Schilling auf dem Trödel kaufen.

Shakespeare.“

Von den vielen Landplagen, die jetzt im lieben Deutſchland graſſiren, iſt wohl keine ſo zudringlich und läſtig, ſo quälend und peinigend, als jener große Heuſchreckenſchwarm, der ſich jetzt unter dem Namen „Commis voyageurs“, Probe- oder Muſterreiter in die höheren Kreiſe der geſellſchaftlichen Ordnung einſchmuggeln will.

Früher war ein Commis ein nützliches Hausthier, ein zahmer Packeſel, der die Laſt, die ſein Brotherr ihm aufgebürdet, ohne Murren getragen und höchſtens auf eine mäßiges Salair und auf eine gute Behandlung Anſpruch gemacht hat.

Jetzt aber haben ſich die Commis emancipirt,

ihre anſpruchsloſe Natur abgeſtreift, ſich, gleich jenem Eſel in der Fabel, in Löwenhäute gehüllt und eine wichtige, welthiſtoriſche Miene angenommen. Sie haben ihrem Geſchäfte, das ſie redlich ernährt hatte, den Rücken zugewandt und ſich ſchaarenweiſe auf das Glatteis der Literatur gewagt, wo ſie eine eigene Race, eine eigene Sippſchaft, eine eigene Gruppe bilden.

Von den zehn Quaſi-Schriftſtellern, die jetzt die geſegneten Fluren unſerer Literatur verunreinigen, ſind mindeſtens Neun ci-devant Commis, die dem Gott Mercur, der Sch[illegible] und der Elle untreu geworden, um als soi-disa[illegible]kraten eine tragi-komiſche Rolle zu ſpielen.

Dieſe literariſchen Commis, dieſe abtrünnigen Muſterreiter laſſen ſich in der Regel einen Schnurrbart wachſen, um den Beweis zu führen, daß ſie Haare auf den Zähnen haben. Sie tragen in der Regel eine plattirte Brille oder eine plattirte Lorgnette, auf dem Zeigefinger ihrer rechten Hand einen dicken und gewöhnlich hohlen Siegelring und in der Taſche eine tombackene Uhr mit einer großen, ebenfalls plattirten Kette, woran ein Wuſt unechter Breloques baumelt. Ihr Anzug iſt in der Regel etwas

ſtutzerhaft: ſie tragen größtentheils Cravatten und Weſten von ſchreiender Farbe, große, übermäßig ſteife Vatermörder, gekniffene Jabots, etwas ſchmutzige Manſchetten, dunkele Glacehandſchuhe und ſeidene Foulards, die ſie vorſätzlich aus der Rocktaſche herausgucken laſſen. Die Meiſten von ihnen ſalben ſich um in einen beſſern Geruch zu kommen, mit wohlriechendem Waſſer.

An der Table d'hôte und im Caffehauſe führen ſie das große Wort: ſie geben ſich das Anſehen, daß ſie die Gelehrſamkeit mit Löffeln gegeſſen und maßen ſich über Dinge, von denen ſie nichts mehr als ein Mondkalb von der Methaphyſik, als eine Auſter von der Aeſthetik oder ein Zebra vom geſunden Menſchenverſtande verſtehen, ein keck abſprechendes Urtheil an. Das dritte Wort iſt ein Kunſtausdruck, den ſie in irgend einem Fremdwörterbuch von Heiſe, Oertel oder Petri aufgeklaubt oder in irgend einem Journale aufgeſchnappt haben. Das Steckenpferd dieſer höchſt poſſirlichen Käuze iſt das Theater. Jeder dieſer Ellenreiter, jeder dieſer Dütendreher, jeder dieſer Caffe-, Zucker- und Syrup-Helden, jeder dieſer Eſſig- und Oel-Götzen iſt ein geborner Dramaturg, ein blitzeſchleudernder Ariſtarch,

und jedes ſeiner Urtheile eine unumſtößliche Wahrheit, eine apodiktiſche Norm. Dieſe windgefüllten Nüllchen, die ihr ganzes Leben hinter Ladentiſchen zugebracht, die nie aus dem Weichbild ihrer Stadt herausgekommen, nichts geſehen, nichts gelernt haben, und in der Regel ſo bornirt ſind, daß ſie nur mit knapper Noth Wachsleinwand von Gros de Naples, Wallfiſchthran von Provenceröl und Schuhwichſe von Indigo unterſcheiden können, dieſe durch und durch verknöcherten Philiſterchen, von denen jeder Zoll ein perſonificirtes Brechpülverchen, jede Linie ein perſonificirtes Hühnerauge iſt, dieſe zweibeinigen Korkſtöpfel-Creaturchen vertauſchen die getreue Elle mit der perfiden Feder, treten als Kunſtrichter auf, werfen mit abgegriffenen Floskeln um ſich, ſchmücken ſich, gleich dem Raben in der Fabel, mit erborgten Federn, escamotiren ganze Sätze aus fremden Büchern in die papiernen Miſtbeete ihres Journals und ertheilen manchem Künſtler, der an Verſtand und Geiſt, an Geſchmack und Urtheil zehn ſolcher Pfennigkerlchen überſchaut, weiſe Lehren, wohlgemeinte Rathſchläge, nützliche Winke. Dieſe Philiſterſeelen, geſchworene Feinde von Allem, was groß und genial iſt, protegiren nur das, was mit

ihnen auf einer und derſelben Stufe ſteht ... Alles aber, was höher ſteht, als ſie, ſuchen ſie zu ſich herabzuziehen und ſich en masse zuſammenrottend, gegen Jeden, der es unter ſeiner Würde hält, von ihrem Thun und Treiben Notiz zu nehmen, eine kothgepanzerte Oppoſition zu bilden.

Ein vorurtheilsfreier Kritiker ſchreibt:

„Unter dem jetzigen Kunſtperſonale ragt der und der über alle Andern, wie eine Ceder über kleines Geſträuch hervor. Herr X. vereinigt Geiſt, Gemüth Genialität mit eiſernem Fleiß und unermüdlichem Studium und nimmt unbeſtreitbar eine der erſten Stellen unter den Characterſpielern Deutſchlands ein.“

Da kommt nun ſo ein plattirtes Duodez-Geiſtchen und ſchreibt dagegen Folgendes:

„Wir von Gottes Gnaden vacirender Commis und hochgelahrter Rezenſent, können ſo ein Lob nicht begreifen. Die ungemeſſene Hervorhebung des Herrn X. (der beiläufig geſagt, durchaus nicht auf unſer Journal abonniren will) muß ihn ſelbſt anekeln. Herr X. iſt allerdings eine Zierde unſerer Bühne, ohne indeß als vereinzeltes Licht (abgegriffene Floskel) oder als Stern erſter Größe (nagelneue Metapher) an unſerm Theaterhimmel (ebenfalls neuer-

noch nie dageweſener Kunſtausdruck) zu glänzen, ſo Erfreuliches er auch für die Zukunft, und wohl ſchon für eine nicht ſo ſehr entfernte verſpricht.“

Ei ſeht doch, mit welcher herablaſſenden Protectormiene der kleine Commis den großen Künſtler zu beurtheilen geruht. Giebt's in der Welt etwas Drolligeres, als eine Mücke, die einen Elephanten, als eine Wanze, die einen Löwen protegirt?

Da möchte ich doch lieber der ärmſte Tagelöhner, als ein reicher Künſtler ſein, dem jeder Floh einen Stich verſetzen kann!

Aber dieſe literariſchen Flöhe ſtechen nicht blos die Künſtler, ſie wagen ſich auch dann und wann an uns Schriftſteller. Wir können uns vertheidigen. Wohl wahr, aber wollen es nicht. Beißen doch dieſe journaliſtiſchen Sechsfüßler uns nur darum, weil ſie die ſüße Hoffnung nähren, daß wir mit ihnen anbinden, uns mit ihnen in Federkämpfe einlaſſen werden. Welcher Schriftſteller aber, der nur einen Funken von Ehrgefühl hat, welcher Schriftſteller, der ſich und das Publikum achtet, wird ſich ſo tief erniedrigen, ſich mit dieſen Paria's der Literatur in Polemik einzulaſſen? Ich, für meinen Theil, laſſe dieſe literariſchen Gamin's ruhig ſticheln, zwicken und beißen.

Die Purzelbäume ihres ohnmächtigen Zornes, die Capriolen ihres hungrigen Neides haben mir von je her vielen Spaß gemacht. Ich bin außer mir vor Freude, wie dieſe Herren Probe- und Muſterreiter ſich zuſammenrotten und ſich mühſam abquälen, mir das zu rauben, was ihnen fehlt: Ehre und Ruf. Was haben dieſe perſoniſicirten Brechpülverchen nicht ſchon Alles drucken laſſen über mich: „Herr Oettinger iſt ein Rindvieh; Herr Oettinger iſt ein Lump, der mehr Schulden, als Haare auf dem Kopfe hat; Herr Oettinger iſt ein Eſel, der nicht deutſch ſchreiben kann; Herr Oettinger iſt ein niederträchtiger Hund, den man todtſchlagen muß —" das kränkt mich nicht, wenn aber ſo ein Scaramuz, bankerott an Geiſt und Gemüth, untergegangen im bodenloſen Schlamm der Gemeinheit, ſich jemals unterſtehen ſollte, mich, wie Seinesgleichen, protegiren zu wollen, dann würde ich in Verzweiflung gerathen, vor ihm niederfallen und händeringend fragen:

— Polichinell, was willſt Du von mir? Beneideſt Du mich um meinen Rock? Hier nimm ihn! Brauchſt Du ein Paar Stiefeln? Da haſt Du ſie! Willſt Du Geld von mir? Das Wenige, was ich habe, will ich mit Dir theilen! Biſt Du hungrig?

Iß Dich ſatt bei mir, aber ſei barmherzig, ſchimpfe und läſtere und verläumde mich, ſage, ich ſei noch dümmer und frecher und verworfener als Du, aber protegire mich nicht, denn wiſſe, Dein Tadel ehrt und adelt, Dein Lob — das ſchändet mich.

Und nun geh' hin, mein kleiner Poliſſon, und werfe mich mit Koth.

L. L.

Zwei Laster giebt's im Leben, die von allen Lastern, welche der Himmel den Menschen als Pathengebinde in die Wiege gelegt, die häßlichsten, gräßlichsten und abscheulichsten sind.

Beide Laster fangen im Deutschen mit einem und demselben Buchstaben, mit einem L an. Ihr voller Name ist: Langweiligkeit und Lächerlichkeit.

Wenn die Hölle mich zu der Strafe verdammte, entweder mit schlechten und dummen, oder mit langweiligen oder lächerlichen Wesen umgehen zu müssen, so würde ich aus zwei Uebeln das Kleinere wählen und mich entschließen, weit lieber mein ganzes Leben lang mit Schurken, als acht Tage mit dummen Köpfen in Berührung zu kommen.

Nach meiner Ansicht giebt es im Leben kein größeres Unglück, als ennuyant und ridicule zu sein. Spöt-

ter werden ſagen, daß ich dann ſehr unglücklich ſein muß; aber Scherz bei Seite, wäre ich in der That lächerlich und langweilig, dann — ma foi! — erſchöſſe ich mich. Spaßvogel werden fragen, warum ich das noch nicht gethan habe. Freunde, antwortete ich, ſo lange es Käuze giebt, die noch langweiliger und ridiculer, als wir ſelber ſind, ſo lange will ich mein Leben noch genießen, um mich in dieſem Laſter mehr und mehr auszubilden und auf dieſe Weiſe — wie meine Vorbilder — die Stufe der Vollkommenheit zu erreichen.

Mir fällt nicht gleich der Name des franzöſiſchen Autors ein, der es vorzog, lieber Schurke als Dummkopf geſcholten zu werden. Ich theile deſſen Anſicht. Wenn es einem Lumpen Spaß macht, mich einen Schurken zu nennen, ſo verzeihe ich's ihm; wenn aber ein Dummkopf mich Dummkopf heißt, dann möchte ich ihm einen Naſenſtüber und die gute Lehre geben, daß er über die Splitter Anderer ſeinen eigenen Balken nicht vergeſſen ſoll. Mit einem Schurken will ich fertig werden, doch:

„Mit der Dummheit kämpfen Götter ſelbſt vergebens", ſag' ich mit Schiller.

Man fragt mich, was iſt ennuyant?

Dieſes Laſter hat eine Legion würdiger Repräſentanten. Blicke um Dich, lieber Leſer, und ſuche mit mir die lebendigen Beiſpiele.

Ennuyant iſt:

Ein Verliebter, der uns mit Walter-Scotts-Breite den Roman ſeiner Alltagsliebe mit allen ihren Epiſoden und Verwickelungen, mit allen ihren Abenteuern und Hinderniſſen, und das Alles in der Regel mehr als einmal erzählt.

Ein junger Dichter, der uns mit ohrenpeinigendem, herzbrechendem, magenverderbendem Pathos ſein erſtes Trauerſpiel vorlieſ't.

Ein zäher, bocksledierner Monolog kann mich in Verzweiflung bringen.

Ein Theatervorſteher, der uns das Repertoir ſeiner Bühne vorlegt und ſeine neuen Engagement's preiſ't, um uns zu überzeugen, wie groß die Opfer ſind, die er ſeinem undankbaren Publikum bringt.

Bei dieſer Gelegenheit fällt mir ein altes Diſtichon ein, das einer meiner alten Mitarbeiter am „Berliner Figaro" gedichtet:

„Ich armer Mann, was fang' ich an?
Wo naht ſich „mich" ein Rather?"

„„Schweig', großer Geiſt, denn Directeur biſt Du von „das" Theater!""

Ein Banquier, der ohne Unterlaß von Fonds und Staatspapieren ſpricht.

Auf dieſe Claſſe hatte mein Freund folgende Deviſe gemacht:

„Was hab' ich von, was hab' ich von, die Fonds ſind nicht geſtiegen.
Ich log von Krieg und Peſtilenz. Ach, Fond's ſind mein „Vergnügen."

Ein Officier, der ewig von ſeinen Pferden ſpricht und nicht zehn Worte reden kann, ohne ſeine Ehre abzunutzen.

Auf dieſe Herren paßt meines Freundes Diſtichen:

„Auf Ehr', auf Ehr', auf Ehr', auf Ehr', auf Ehr' bei meiner Ehre!"
„Der Rappen trabt ganz wunderſchön, ganz wunderſchön, auf Ehre!"

Ein Schauſpieler, der ewig von ſeinen Rollen ſpricht: „Morgen Abend trete ich als Lear auf. Ihr müßt hineingehen! Habt Ihr Rott geſehen? Schund! Habt Ihr Döring geſehen? Schund! Habt Ihr Anſchütz geſehen? Schund! Ich will Euch zeigen, wie dieſer Shakeſpeare aufgefaßt werden muß!"

„Ha, ha, wer lacht da? Ich glaube gar, ich war es ſelbſt", rufe ich mit Galotti und etwas Hohngelächter.

Ein Menſch, der, ſo oft wir ihm begegnen, uns entgegenruft: „Haben Sie ſchon die neue Anekdote gehört? Wiſſen Sie, warum man vom Hamburger Stadt-Theater die Blitzableiter abnehmen will? Weil da nichts mehr einſchlägt!"

Ein nagelneuer Witz, der ſchon vor 8 Jahren in meinem „Eulenſpiegel" ſtand.

Jede Frau, die von Politik ſpricht.

Neulich ſagte mir eine Dame vom Theater: „Mich intereſſiren jetzt nur die Coburger Groſchen und die Göttinger Profeſſoren."

Ein armer Teufel, der uns weiß machen will, er ſtecke in Geld.

„Ich will mir ein Reitpferd für 80 Louisd'or kaufen," erzählt er dem Einen. „Kannſt Du mir acht gute Groſchen borgen?" frägt er den Andern.

Ein Prediger, der auf der Kanzel Nächſtenliebe predigt und zu Hauſe Frau und Kinder ſchlägt.

Mahomet verbot den Wein und war der größte Säufer. Viele predigen Moral und ſind die größten Sünder.

Eine alte Kokette, die uns zumuthet, daß wir ihr den Hof machen ſollen.

Ein zärtlicher Vater, der uns einreden will, ſein dummer Junge ſei ein Wunderkind.

„Was ſagen Sie zu meinem Fritz? Das Kind geht erſt in's neunte Jahr und kann ſchon 10 franzöſiſche Vocabeln. Fritzchen, wie heißt der Hund? Azor, antwortet der Bengel. Nun ſehen Sie mal, wie naiv der Junge iſt," antwortet der glückliche Vater.

Ein Advocat, der, ob er gleich noch nie einen Prozeß geführt, von ſeiner großen Praxis ſpricht.

Ein Arzt, der, ob er gleich nicht 3 Patienten hat, den ganzen Tag durch die Straßen kutſchirt.

Man frägt mich, was iſt ridicule?

Auch dieſes Laſter hat eine Legion würdiger Repräſentanten.

Ridicul iſt:

Ein Theater-Billeteur, der an der Caſſe ſitzt und nichts einnimmt.

Ein Mann, der einen Mops auf dem Arme trägt.

Ein eifriger Boſtonſpieler, der verkehrt die Cigarre in den Mund ſteckt und ſich die Zunge verbrennt.

Ein Menſch, der Eile hat und mit dem rechten Arm in den linken Rockärmel fährt.

Zwei ſehr höfliche Menſchen, die ſich auf der Straße gegenſeitig ausweichen wollen und ſich bei dieſer feierlichen Gelegenheit gegenſeitig auf die Hühneraugen treten.

Ein Stutzer, der beim Tanzen ſeine falſche Wade verliert.

Ein Kahlkopf, der beim Grüßen mit dem Hute ſeine Perücke abzieht.

Ein Komiker, der einen Witz reißt, worüber Niemand lachen kann.

Eine alte Frau à l'enfant oder à la chinoise friſirt.

Eine Matrone, die ein Pfänderſpiel vorſchlägt.

Ein armer Teufel, dem jede Nacht Nummern träumen, die nie herauskommen.

Jeder Menſch, der bei Sonnenſchein einen Regenſchirm trägt.

Ein kleines Herrchen am Arme einer thurmhohen Dame.

Ein langbeiniger Kerl, der ein kleines Pferd reitet.

Ein Froſch, der ſich aufbläſ't.

Ein Mann, der mit eingewickelten Haaren am Stickrahmen ſitzt.

Ein eifriger Zeitungsleſer, an deſſen Naſe ein Tabakstropfen baumelt.

Ein alter Herr, der ſich ſchminkt.

Ein Soldat, der ſeinen Säbel nicht aus der Scheide bekommt.

Der Superlativus, das non plus ultra alles Lächerlichen, iſt ein Dummkopf, der ſich einbildet, ein Univerſalgenie zu ſein. So ein ridiculer Eſel ſetzt ſich auf's hohe Pferd und ſchreit:

— Deutſchland, Du kennſt mich nicht? Pfui Deutſchland, ſchäme Dich! Ich bin Dein größter Gelehrter, Doctor aller 4 Facultäten und Mitglied mehrerer Thee-Geſellſchaften. Ich ſpreche 9 bis 7 Sprachen, ſchreibe ein richtigeres Deutſch als Börne, ein beſſeres Engliſch als Edward Bulwer, ein ſchöneres Franzöſiſch, als Jules Janin, ein eleganteres Italieniſch, als Alexander Manzoni, — ich ſpreche Spaniſch, Portugieſiſch, Arabiſch, Chaldäiſch, Syriſch, Chineſiſch und Indiſch wie der berühmte Don Antonio Borromeo Chriſtophano Diego Edmondo

Francisco Gonsalvo Henrico *) Jose Leandro Maria Nicodemo Orlando Perez Rolando Sebaldo Trueba Xaverio Wollheim.

So oft ich ein ridicules Kerlchen sehe, schlage ich eine helle Lache auf und sage mit Mephistopheles und kannibalischer Malice:

„Setz' Dir Perücken auf mit Millionen Locken,
Setz' Deinen Fuß auf ellenhohe Socken,
Du bleibst doch immer, was Du bist."

Hülle Dich in die Haut des Löwen, gieb Dir ein Ansehen und bilde Dir ein, man fürchte sich vor Dir!

„Ehret die Esel, sie flechten und weben
Komische Scenen in's traurige Leben."

---

*) Herr Oettinger ist ein Ignorant, sonst würde er wissen, daß es Enrico heißen muß.

Randglosse eines großen Sprachforschers.

Madame Schoppe.

„Wenn wie der Hahn die Henne kräht
So werde der Hals ihr umgedreht.“

Der arabiſche Dichter Pherezbakk.

„Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht.“ Ich bin zwar kein Bürger, dennoch will ich Ruhe haben. Aber der literariſche Janhagel, der mir nicht verzeihen kann, daß ich einen guten Rock und ganze Stiefeln habe, zwickt und beißt, kratzt und kneift mich ohne Unterlaß. Kein Wunder, wenn mir endlich die Geduld reißt und ich einmal mit fünfmalhunderttauſend Teufeln unter die Philiſter dreinſchlage. Habe ich's nicht immer geſagt: „Herr Wachkommandant, ich bin ein ſeelenguter Menſch, aber wenn man mich reizt, bin ich ein Vieh.“ Jetzt hab' ich's ſatt, jetzt iſt es Zeit, daß ich meiner gutmüthigen Ironie den Laufpaß gebe und meine göttliche Grobheit hervorſuche.

Seit meiner Anwesenheit in Hamburg erschien „im Morgenblatt" (dasselbe Blatt, das mir früher so vielen Weihrauch gestreut, und bei einer Beurtheilung meines „schwarzen Gespenstes" — siehe „Literaturblatt" vom 10. December 1830 — meinem Witz das übertriebene Lob ertheilt, daß er bisweilen die Höhe eines Swift und Lichtenberg, Jean Paul und Börne erreiche) eine Reihe von Correspondenz-Artikeln, worin eine namenlose Person sich schweißtriefend abquälte, meinem literarischen Rufe einen Klex anzuhängen und mich, zu Gunsten Anderer, in den Koth zu ziehen. Lange hatte ich hin- und hergesonnen, wer dieser Ritter ohne Furcht und Tadel sei, der aus dem sicheren Versteck der Anonymität seine kothbenetzten Waffen auf mich abschleudert und meinen „Argus" zum Stichblatt seiner schlechten Witze macht — jetzt endlich habe ich's herausgebracht, wem ich diese ungeschlachten Ausfälle zu danken habe.

Der Hamburger Correspondent ist nicht Herr Gutzkow — ich bitte ihn 9 bis 7 Mal um Verzeihung — sondern (hört, hört!)

Madame Amalia Schoppe, geborne

Weiſſe. (Geboren 1792 auf der däniſchen Inſel Fehmern.)

Ich habe den Grundſatz, gegen das ſchöne Geſchlecht in allen Fällen des Lebens galant zu ſein. Madame Amalie Schoppe, geborne Weiſſe, die, einem ganz ſicheren on dit zu Folge, auch zum ſchönen Geſchlechte gehören ſoll, kann nicht ſagen, daß ich jemals in irgend einem Blatte mit irgend einer Sylbe weder ihr, noch ihren Romanen oder Modeblättern zu nahe getreten ſei. Ich bin ihnen aus Galanterie jederzeit aus dem Wege gegangen und wenn ich an irgend einer Straßenecke einen Roman der Madame Schoppe angekündigt, oder an irgend einer Schneiderboutike ein Modenbild ihres Journals zur Schau ausgeſtellt geſehen, habe ich den größten Umweg nicht geſcheut, um ihnen auszuweichen. Obgleich Madame Amalie Schoppe, geborne Weiſſe, (geb. 1792 auf der däniſchen Inſel Fehmern) auf der Liſte meiner Idioſyncraſieen ſtand, habe ich ihr dennoch aus angeborner Galanterie, nie etwas zu Leide gethan. Heinrich von Guiſe konnte keine Roſen, meine Wenigkeit konnte keinen Schoppeſchen Roman riechen, aber niemals habe ich meine Antipathie gegen ſie und ihre Schriften laut werden laſ-

ſen. Jetzt aber, da Madame Amalie Schoppe, geborene Weiſſe, einen Mann, der ihr niemals etwas in den Weg gelegt, mit anonymen Füßen tritt und meinen Namen zum Haubenſtock ihrer Spitzen-Aufſätze, zum Spielball ihrer engliſchledernen Witze macht, jetzt kann und darf ich nicht länger galant bleiben, jetzt muß ich grob werden und fragen: Madame Amalia Schoppe, geborne Weiſſe, was wollen Sie von mir, warum gebrauchen Sie meinen Namen zum Haſpel Ihres groben Correſpondenz-Zwirnes — warum beleidigen Sie mich, warum ſchimpfen Sie auf mich? Warum ſchreiben Sie, ich hätte mir aus den Knochen meiner Feinde Rumfort-Suppe gekocht? Behalten Sie die Rumfort-Suppen für ſich, Madame Amalia Schoppe, geborne Weiſſe, (ich eſſe lieber Mock-Turtle) und bekümmern Sie ſich um ſich und nicht um Andere. Sie ſind eine kluge, geſetzte Frau, Ihr Verſtand wird, glaube ich, Zeit genug gehabt haben, um zur Reife zu gelangen und einzuſehen, daß es von Frauen, die auf Bildung Anſpruch machen wollen, ſehr unſchicklich iſt, öffentlich Männer anzugreifen, und mit ihnen Krakeel anzufangen. Frauen, wie Madame Amalia Schoppe, geborne Weiſſe, ſollten froh ſein, wenn wir Männer

ſo galant ſind, ihr Daſein zu desavouiren und ſie ruhig fortſchreiten zu laſſen. Frauen, wie Madame Amalia Schoppe, geborene Weiſſe, ſollten endlich zur Ueberzeugung gelangt ſein, daß es beſſer für ſie und beſſer für uns wäre, wenn ſie endlich nachdem ſie die deutchſe Domeſtikenwelt lange genug mit Romanbutter verſorgt, die ſtumpfe Feder mit der Nadel vertauſchten, lieber Strümpfe als Intriguen ſtrickten, lieber Caffe als Character malten, lieber Waſchzettel und Kochbücher als Modeblätter und Romane ſchrieben. Frauen, wie Madame Amalie Schoppe, geborene Weiſſe, (geboren 1792 auf der däniſchen Inſel Fehmern) ſollten an die Sentenz des arabiſchen Dichters Pherezdaki denken, der geſchrieben hat:

Wenn wie der Hahn die Henne kräht,
So werde der Hals ihr umgedreht.

Wenn Frauen mit Männern, die ihnen nie etwas zu Leide gethan, Händel anfangen, ſo müſſen ſie ſich dann nicht wundern, wenn wir unſere Galanterie auf einen Augenblick verabſchieden, um ſie ernſtlich in die Schranken ihrer häuslichen Beſchäftigungen, in die Küche oder in die Kinderſtube zurückzuweiſen und ihnen den wohlgemeinten Rath zu ertheilen, lieber Hemden als Correſpondenz-Artikel

zu nähen, lieber Leinwand als ehrliche Namen zu Charpie zu zupfen.

Und damit Gott befohlen. Zum Schluß erlaube ich mir, Ihnen noch eine Priſe anzubieten. Ich bitte, bedienen Sie ſich. Sie nieſen? Zur Geneſung, Madame!

Ange aux yeux bleus, parapluiez moi toujours! rufe ich mit Berengar und Hermaphroſine von Quenge.

Löbel Groſchenmacher und Iſidorus Morgenländer.

Wer kennt nicht „Unſer Verkehr", jene blutigen Epigrammenſchlacht, die Dr. Seſſa dem Auswurf der jüdiſchen Nation geliefert?

In dieſer Poeſie kommen, wie Jeder weiß, zwei Perſonagen vor, die „Löbel Groſchenmacher" und „Iſidorus Morgenländer" heißen. Der Eine iſt Lotterie-Einnehmer, der Andere Schöngeiſt.

Man irrt, wenn man glaubt, daß „Löbel Groſchenmacher" und „Iſidorus Morgenländer" nomina propria ſind. Beide ſind Collectiva, die Sammelnamen zweier Racen, die ſeit Erſchaffung der Welt exiſtiren und nie ausſterben, denn jede Stadt, ſei ſie noch ſo klein, hat einen Ableger dieſer Racen aufzuweiſen.

Dieſer Löbel Groſchenmacher, dieſer Iſidorus Morgenländer iſt vor allen Dingen ein Lump, nicht etwa ein gewöhnlicher Lump, von denen Zwölf auf ein Dutzend, Funfzehn auf ein Mandel oder Sechzig auf ein Schock gehen, ſondern ein coloſſaler, pyramidaler Lump, in dem jeder Zoll eine ganze Gallerie von Lumpen iſt.

Löbel Groſchenmacher, der früher mit alten Kleidern und Lotterieloosen hauſiren ging, iſt, wie ſein Vetter Iſidorus Morgenländer „auferzogen unter den Ochſen ſeines Vaters; er lebte anfangs ein ſtilles, nomadiſches Leben.“ Aber plötzlich erwachte in ihm eine höhere Ahnung, er fühlte, daß er zu größeren Dingen berufen; „er verließ ſeine Ochſen und ſuchte die Weisheit.“ Er hatte Academien und Univerſitäten beſucht: er war in Breslau und Coimbra, in Polwitz und Berlin, in Schilda und Copenhagen, in Wandsbeck und Pecking, erſchlich dort den Doctortitel und fing zu bramarbaſiren an.

Wer kennt nicht ſeine Duellſcene mit Jakob.

— — „Ich fordere Dich auf Hieb, Schuß und Stich. Als deutſcher Jüngling lernte ich fechten mit dem Hau-Rappier (ſchwingt den Stock). Das iſt die Winkel-Quart, die ſpaltet Dich vom Kopfe bis zur Zehe.

Die innere Quart fährt ziſchend in die Lunge; den Sitz der Fantaſie, die Leber ſchlitzt die Terz, und in den Nabel ſauſ't der Prime Wucht. Und alſo Hieb auf Hieb Dir ſchleudernd, biet' ich Dir Trotz Du gräßlich Ungeheuer!"

Aber genau betrachtet iſt dieſer Eiſenfreſſer doch nichts Anderes, als ein feiger Lump.

Löbel Groſchenmacher und Iſidorus Morgenländer haben ſich nun auf die Literatur geworfen und ſind als Schöngeiſter aufgetreten, d. h. ſie ſchreiben aus alten Blumenleſen Gedichte ab und ſetzen ihren Namen darunter; ſie ſchreiben fremde Kritiken ab und ſetzen ihren Namen darunter; ſie überſetzen Stücke aus dem Franzöſiſchen und geben ſie für Originalarbeiten aus.

Das Papier, worauf ich ſchreibe, würde vor Zorn erſchrecken, die Dinte vor Schaam erblaſſen, wollte ich den Schleier von ihrem Schandleben weghoben und ſie in ihrer moraliſchen Nacktheit zeigen; genug, wenn ich ſage, daß Beide ein Paar Gauner ſind, gegen die Cartouche und Mandrin, die ſich doch nur an der Ehre ihrer Nebenmenſchen vergriffen haben, als ehrenwerthe Männer erſcheinen.

Das Hauptmerkmal, woran man dieſe literari-

ſchen Beutelſchneider erkennen kann, iſt das glühende Brandmal, das ihnen die moraliſche Juſtiz auf ihre Stirn gedrückt. Ein anderes hervorſtechendes Merkmal iſt ihre göttlich-unverſchämte Zudringlichkeit. Man kann ſie zehn Mal zur Thür hinauswerfen, ſie kriechen, wie geprügelte Hunde, bauchlings und mit wedelndem Schweife wieder in unſere Nähe und lecken ſo lange unſern Speichel, bis wir ihnen aus Mitleid einen Knochen hingeworfen, an dem ſie ihren Hunger ſtillen. Für ein Frühſtück kann man viel, für ein Mittagsbrot Alles von ihnen haben. So ſchmarotzen ſie ſich, verachtet von aller Welt, durch ihr trauriges Leben. Der Eine ſchenkt ihnen einen abgetragenen Rock, der Andere einen abgeſchabten Hut, der Dritte ein Paar unbefohlte Stiefeln und dafür loben ſie ihre Gönner, aber ſo unverſchämt, daß ihr Lob ſelbſt den Gelobten anſtinkt.

Löbel Groſchenmacher und Iſidorus Morgenländer, dieſe Lumpen par excellence, ſpielen dabei die Rolle eines Stutzers, d. h. ſie waſchen ſich zwei Mal in der Woche mit grüner Seife, laſſen ſich alle vierzehn Tage einmal raſiren und ſchmieren ihre Haare mit Ochſenmark und glauben, daß alle Weiber bis zum Wahnſinn in ſie verliebt ſind.

Das deutſche Theater hat wenig Perſonagen aufzuweiſen, die ſo ekelhaft und dabei doch ſo komiſch wie Dr. Seſſa's Löbel Groſchenmacher und Iſidorus Morgenländer ſind. Beide ſind ein Paar Fratzen, die man zehn Mal ſollte abmalen laſſen, damit, im Fall die Originale einmal verloren gehen, die Polizei Copien davon als warnendes Beiſpiel an den Pranger nageln kann.

Styliſtiſches.

Buffon ſagt: le style c'est l'homme. Wie man an den Federn den Vogel, ſo kann man an der Feder, d. h. dem Styl, den Menſchen erkennen. Ich kenne zwar manchen guten Kerl, der einen ſchlechten Styl, und manchen ſchlechten Kerl, der einen guten Styl ſchreibt, deſſen ungeachtet iſt Buffons Grundſatz nicht zu verwerfen.

Der Styl iſt das Kleid des Gedankens. Man weiß, daß ein ſchlechtes Kleid ſelbſt den ſchönſten Körper verunſtaltet; es thut mir deshalb leid, wenn geiſtreiche Leute ſo wenig Sorgfalt auf ihren Styl verwenden. Ich liebe die franzöſiſche Literatur, weil ſie Toilette macht, und nicht, wie die deutſche, im Negligé herum läuft. Ich will gerne zugeben, daß der franzöſiſche Styl etwas kokett, gefallſüchtig iſt; aber ſuche zu gefallen, ſagt Lord Cheſterfield, und Du wirſt gefallen. Der franzöſiſche Styl iſt in

der Regel ein Fashionable, der ewig vor dem Spiegel ſteht und den Wagen erwartet, der ihn zum Ball führen ſoll. Sein Anzug iſt höchſt elegant; er trägt glacirte Handſchuhe und durchbrochene Strümpfe: er trägt einen Claque und eine Roſe im Knopfloch, und duftet ſo zart, wie das erſte Billetdoux einer ſechszehnjährigen Liebe. So ſchreibt Janin, ſo ſchreibt Balzac, ſo ſchreibt Madame Dudevant.

Wie ſehr ſticht von ihnen der deutſche Styl ab!

Man denke an S. Sein Styl iſt ein Handwerksburſche, der in einem Staubkittel, ein Ränzel auf dem Rücken, einen Knittel in der Hand und einen Pfeifenſtummel im Munde, auf der ſtaubigen Landſtraße bivouakirt und, um ſeine müden Glieder zu ſtärken, dann und wann nach der Strohflaſche greift. Sein Styl widert mich an, denn er riecht nach Schnaps und Tabak.

Leſ't irgend ein Buch von T. Sein Styl iſt ein Spießbürger, der einen Haarbeutel, einen altmodiſchen Frack mit ſchweren Stahlknöpfen und eine Weſte trägt, die bis über den Nabel reicht. Auf den dickſohligen Schuhen glänzen Schnallen, mit böhmiſchen Steinen verziert. Ich kann nichts von ihm

leſen, denn ſein Styl tanzt Menuett und macht ſich ridicule.

Denkt an R. Sein Styl trägt eine Pelzmütze mit Ohrenklappen, einen Flauſrock mit Pulswärmern und Puffhandſchuhe. Sein Styl hat eine erfrorne Naſe und Froſtbeulen. Und bei dem Allen wagt er ſich auf's Eis und läuft auf Schlittſchuhen. Wenn ich von R. etwas leſe, bekomme ich vor Froſt Zähnklappern. Mit Wehmuth und König Lear möchte ich ausrufen: Tom friert, Tom friert ſehr, Tom friert außerordentlich ſehr.

Denkt an L. Sein Styl iſt ein Glaſerjunge, der barfuß auf den Straßen herumläuft, im Sommer mit Koth und im Winter mit Schneebällen um ſich wirft, wenn er einen Juden ſieht: hepp, hepp! ſchreit und dann, aus Furcht, Prügel zu bekommen, ſchnell ausreißt und, wenn er ſich ſicher glaubt, die Zunge herausſteckt, Rübchen ſchabt und hohnlächelnd „etſch, etſch" ruft. Er iſt ein Glaſerjunge, wer kann ſich darüber ärgern.

Denkt an M. Sein Styl iſt ein Bajazzo, der auf Stelzen tanzt, allerlei Faxen, Lazzi und Sprünge macht und plötzlich mit der Naſe, die er ſo hoch trägt, daß er damit bis an die Wolken reicht, in eine

Subſtanz fällt, von der Naſe und Anſtand nichts wiſſen wollen. Dieſer Styl bleibe mir vom Leibe, denn er iſt ekelhaft.

Denkt an B. Sein Styl iſt ein Hageſtolz, der das Zipperlein hat und den ganzen lieben Tag in einem wattirten Schlafrock, in einer ſchmutzigen Nachtmütze und ausgetretenen Pantoffeln auf- und abſchleicht und zum Zeitvertreibe mit der Fliegenklatſche Fliegen todt ſchlägt. Das iſt ein Styl, der mich jammert.

Denkt an K. Sein Styl iſt ein vierſchrötiger Fuhrmann, der eine blaue Blouſe und Waſſerſtiefel trägt und wüthend auf ſeine Pferde iſt, die den ſchwerbeladenen Frachtwagen, der im Moraſte ſtecken geblieben, nicht weiter ziehen wollen, der ſchweißtriefend hui, hui, hui! ſchreit und die armen Thiere halb todt ſchlägt. Das iſt ein Styl, der, wie ein Frachtwagen, im Moraſte ſtecken bleibt.

Denkt an F. Sein Styl iſt ein muntrer Schüler, der, die grüne Trommel auf dem Rücken, botaniſirend geht, hier eine Jean-Paul'ſche Roſe, dort eine Börne'ſche Brennneſſel, hier eine Uhland'ſche Viole und eine Heine'ſche Kuhblume pflückt und alle Blüthen, die er geſammelt, in ſein Herbarium legt und ſie für ſein El-

genthum betrachtet. Das ist ein Styl, den man nicht haſſen, aber auch nicht lieben kann.

Denkt an M. Sein Styl iſt ein chineſiſcher Jongleur, der die Beine aus einander ſpreizt und mit Kugel-Phraſen und Meſſerſloskeln ſpielt, auf der Naſenſpitze erſt einen Strohhalm und dann eine Feuerleiter balancirt und, wie Rappo, ſich an die Flügel einer Windmühle kettet, um Erſtaunen zu erregen. Es giebt viele Leute, die dann „mehercule!“ rufen und wüthend applaudiren.

Denkt an H. Sein Styl iſt ein flotter Burſche, der Kanonenſtiefel und klirrende Pfundſporen, auf dem Rücken eine Guitarre und an der Seite ein Rappier und im Buſen ein Herz trägt, das für Recht und Wahrheit glüht, ein luſtiger Student, der im Beutel kein Geld, im Herzen ein Bild hat und mit Thränen im Auge „Gaudeamus igitur“ ſingt. Das iſt ein Styl, der, ob er gleich ein wenig bramarbaſirt, dennoch liebenswürdig iſt.

Es ließe ſich noch manches über Styl ſagen, ich fürchte aber perſönlich zu werden und will, ſtatt weiter zu ſchreiben, lieber eine Cigarre rauchen und die „Kunſt der deutſchen Proſa“ des Herrn Dr. Theodor Mundt leſen, um zu lernen, wie man nicht ſchreiben muß.

Deutſche Chanſons.

I.

Soll ich?

Babette will mich nicht erhören,
Ihr Herz ist hart wie Ebenholz,
Sie läßt mich seufzen, bitten, schwören,
Nichts beuget ihren starren Stolz.
Ich weiß nicht, was ich soll beschließen,
Soll ganz ich mich dem Schmerze weih'n?
Ach, soll ich wirklich mich erschießen,
Soll lieber ich vernünftig sein??

Babet ist ewig froh und munter,
Dabei entsetzlich consequent,
Ich, Aermster, komm' dabei herunter,
Mich macht die Sehnsucht transparent.
Wie, soll ihr Stolz mich nicht verdrießen,
Sagt, kann ich's jemals ihr verzeih'n?
Ach, soll ich wirklich mich erschießen,
Soll lieber ich vernünftig sein??

Nicht länger kann ich es ertragen:
Sie treibt mit meiner Liebe Scherz,
Sie spottet meiner heißen Klagen
Und bricht, morbleu! mein armes Herz.

Was nützt der Thränen endlos Fließen,
Nichts trübet ihren Sonnenschein!
Ach, soll ich wirklich mich erschießen,
Soll lieber ich vernünftig sein??

Schon fünf und fünfzig Liebeslieder
Hab' auf die Spröde ich gemacht,
Sie hat, o hört es, meine Brüder!
Mich äußerst schnöde ausgelacht.
O rathet, was soll ich beschließen,
Zu enden meiner Liebe Pein?
Ach, soll ich wirklich mich erschießen,
Soll lieber ich vernünftig sein??

Je mehr ich dies und das erwäge,
Je mehr sinkt mir mein Heldenmuth,
Je länger ich's mir überlege,
Je kälter wird mein heißes Blut.
Ich will das Leben noch genießen,
Geendet sei der Liebe Pein,
Ach, mag ein And'rer sich erschießen,
Doch ich — ich will vernünftig sein!

II.

Zu spät.

Du reichst mir Deines Mundes Rosen
Zum honigsüßen Kusse dar,
Und willst noch länger mit mir kosen,
Weil ich so lang auf Reisen war.

Du haſt noch Manches mich zu fragen,
Weil wir ſo lang uns nicht geſeh'n,
Horch', eben hat es Zwölf geſchlagen,
Mein Kind, ich muß nach Hauſe geh'n.

Du hältſt mich feſt an meinem Rocke
Und frägſt (ein Schelm, der ſo was Dir verdenkt!)
„Wo haſt Du, Trauter, jene Locke,
Die ich beim Abſchied Dir geſchenkt?"
Mein liebes Kind, wie würd' ich's wagen
Dir in das treue Aug' zu ſeh'n,
Wenn — eben hat es Zwölf geſchlagen,
Mein Kind, ich muß nach Hauſe geh'n.

„O ſage mir, mein ſüßes Leben,
Wo haſt Du jenen kleinen Ring,
Den ich bei'm Scheiden Dir gegeben,
Als ich an Deinem Halſe hing?"
Wie kannſt mit Zweifeln Du mich plagen,
O, könnteſt in mein Herz Du ſeh'n!
Horch ... eben hat es Zwölf geſchlagen,
Mein Kind, ich muß nach Hauſe geh'n.

„Das Eine nur, das möcht' ich wiſſen,
Ob Du mir treu geweſen biſt?
O, ſchwör es mir auf Dein Gewiſſen,
Als guter, gottesfürcht'ger Chriſt."
Ich würde ſelber mich verklagen,
Beſchämt vor Deinen Blicken ſteh'n,
Wenn ... eben hat es Zwölf geſchlagen,
Mein Kind, ich muß nach Hauſe geh'n.

Du thöricht Kind, wie kannſt Du zweifeln
An meiner Liebe heißer Glut,
Ich ſchwör es Dir bei allen Teufeln,
Ich bin und bleib Dir ewig gut.
D'rum, Liebchen, laß das tolle Fragen,
Recht gern würd' ich Dir Rede ſteh'n,
Doch ... eben hat es Eins geſchlagen,
Bei Gott, ich muß nach Hauſe geh'n.

III.

In die blanke Fenſterſcheibe
Schnitt ich Deinen Namen ein,
Und ich küßte dieſen Namen,
Und ich fragte: Denkſt Du mein?

Und vom Hauch des heißen Kuſſes
Wurde trüb' das helle Glas —
Ach, bedeutet dies wohl Liebe?
Ach, bedeutet dies wohl Haß?

Wieder küßte ich den Namen,
Wieder fragt' ich: denkſt Du mein?
Und Dein engelreiner Name
Hüllte ſich in Wolken ein.

Küßte ihn zum dritten Male,
Blickte troſtlos himmelwärts —
Ach, da brach die trübe Scheibe,
Ach, da brach das trübe Herz.

IV.

Ich brachte Dir ein Veilchen,
Gar lieb und ſanft und mild,
Dein Aug' ſah in dem Veilchen
Sein treues Spiegelbild.

Das Veilchen ſprach zum Auge:
„Mein ſüßes Schweſterlein,
Ich möchte für mein Leben
An Deiner Stelle ſein.“

Das Auge ſprach zum Veilchen:
„Du lieber, loſer Schatz,
Ich weiß für Dich, mein Blümchen,
Wohl einen beſſern Platz.“

D'rauf legteſt Du mein Veilchen
Auf Deines Buſens Schnee —
Schlaf wohl, mein ſüßes Veilchen,
Ade, Ade, Ade!

V.

Ich wollt', ich wär ein Vogel,
Dann baut' ich mir ein Neſt
Am Fenſter meines Liebchens,
Das ſich nicht ſehen läßt.

Dann pickt' ich mit dem Schnabel
Die Fenſterſcheiben ein,
Und flöge leiſe, leiſe
In ihr Gemach hinein.

Im Fall ſie wohl noch ſchliefe
In ihrem ſeid'nen Bett,
Dann ſetzt' ich mich ganz ruhig
Auf's kleine Blumenbrett.

Hier ſäß ich dann ſo lange,
Als bis der Morgen tagt,
Und finge jede Fliege,
Die ſie zu ſtören wagt.

Doch wenn ſie dann erwachte,
Dann flög' ich hin zu ihr
Und küßte ihr die Stirne
Und frägt': „Wie geht es Dir?"

VI.

Ich wollt', ich wär' ein Vogel,
Dann ſäng' ich Tag und Nacht
All' jene kleinen Lieder,
Die ich für Dich erdacht.

Und jeder neue Morgen
Brächt' Dir ein neues Lied
Aus meinem treuen Herzen,
Das nur für Dich erglüht.

Wenn auch nur Eins gefiele,
Wie glücklich würd' ich ſein!
Der größte Schatz der Erde,
Die ganze Welt wär' mein!

Das iſt das Loos des Sängers,
Daß er, ſo ſangberauſcht,
In ſeiner größten Armuth
Mit keinem Cröſus tauſcht.

Ich wollt', ich wär' ein Vogel,
Dann ſäng' ich Tag und Nacht,
All' jene kleinen Lieder,
Die ich für Dich erdacht.

VII.

Seh' im Leben dann und wann
Sonderbare Sachen,
Bin ein ſeelenguter Mann,
Muß darüber lachen.
Wenn die Schmetterlinge keck
Lilien umkreiſen,
Wende ich mein Auge weg,
Wünſche wohl zu ſpeiſen.

Kenn' ein allerliebſtes Weib —
Männchen geht auf Krücken —
Drehet ihm, zum Zeitvertreib,
Näschen hinter'm Rücken.
„Lieber Mann, ich rathe Dir,
Bald in's Bad zu reiſen;"
„Neffe, eſſen Sie bei mir,"
Wünſche wohl zu ſpeiſen!

Neulich pumpt ein Cavalier
Sich von ſeinem Maler
(Zu bezahlen ſein Quartier)
Sieben baare Thaler:
Geht in's Café national,
Friſt, ich will's beweiſen,
Hundert Auſtern auf einmal;
Wünſche wohl zu ſpeiſen!

Neulich lud ein Comödiant
Herren X. zu Tiſche;
Dieſer hatte viel Verſtand,
Jener braune Fiſche.
„Recenſent, verſprich es mir,
Mich recht oft zu preiſen!"
„„Bruder, ich verſprech' es Dir!""
Wünſche wohl zu ſpeiſen!

Seh im Leben dann und wann
Viele ſolcher Sachen,
Bin ein ſeelenguter Mann,
Muß darüber lachen.

Wenn die Schmetterlinge keck
Lilien umkreiſen,
Wende ich mein Auge weg,
Wünſche wohl zu ſpeiſen.

VIII.

Liederfrühling.

Hab' ſchon manches Lied geſungen,
Das da flog von Ort zu Ort,
Doch die Lieder ſind verklungen,
Nur die Liebe tönt noch fort.

Schau' ich ihrer blauen Augen
Ungetrübten Sonnenſchein,
Ach, dann zieht ein neuer Frühling
In das todte Herz mir ein.

Und ein Schwarm von Nachtigallen
Kehret ſingend bei mir ein,
Jede lehret mich in ihrer Weiſe
Lieben, träumen, glücklich ſein.

Tauſend kleine Liederknospen
Treibet dann der welke Baum,
Singend träume ich noch einmal
Meinen alten Liebestraum.

Was die Nachtigallen ſangen,
Was die Roſe duftend ſprach,
Ach, das Alles, Alles ſing' ich
Liebeträumend ihnen nach.

Wie die hellen Quellen murmeln
Wie das Bächlein ſpricht zum Bach,
Wie die Blätter traulich flüſtern,
Liebeträumend ſing' ich's nach.

So geſtalten ſich die Lieder,
So geſtaltet ſich der Traum,
Der in einem Nu zerfließet,
Wie der Welle Perlenſchaum.

Werde manches Lied noch ſingen,
Das da zieht von Ort zu Ort,
Doch die Lieder — ſie verklingen,
Nur die Lieb' tönt ewig fort.

IX.

Eiferſucht.

Nachts, wann die erſten Sterne nah'n,
Zieht durch den See ein kranker Schwan.

Er ſchaut empor zum lichten Mond,
Der glänzend-hehr am Himmel thront.

Der Mond umſpinnt mit Silberlicht
Ein Lotosblumen-Angeſicht.

Die Blume ſonnt ſich in dem Strahl,
Der ſchmeichelnd in ihr Herz ſich ſtahl.

Sie ſprenget ihres Kelches Flor
Und ſendet ſüßen Duft empor.

Er küſſet ihrer Blüthe Saum,
Sie träumte einen ſüßen Traum.

Der Schwan iſt Zeuge ihrer Luſt,
Ein tiefes Weh füllt ſeine Bruſt.

Er nahet ihr, ſie ſieht ihn nicht,
Sie ſieht nur ihres Mondes Licht.

Er ſchaut betrübt empor zum Mond,
Der kalt und ſtolz am Himmel thront.

Der Mond, er wandelt ſeine Bahn,
Was kümmert ihn der kranke Schwan?

Früh, wann die letzten Sterne glüh'n,
Sieht man den Mond von dannen zieh'n.

Er hat geſchwelgt an ihrer Bruſt,
Gekoſtet ſüße Himmelsluſt.

Der Schwan, er hat geſtöhnt, geklagt,
Gekämpft, gelitten und verzagt.

Doch immer weilt er bei dem Beet,
Wo ſeine Lotosblume ſteht.

Geſchloſſen iſt der Blume Herz,
Und taub iſt ſie für fremden Schmerz.

Sie ſchläft und träumt vom bleichen Mond,
Der Nachts am dunkeln Himmel thront.

X.

Mein Herz, das war ein Räthſel
Einſylbig, bang' und ſchwer,
Mein Herz, von Leid zerriſſen,
War voll und dennoch leer.

Du löſ'teſt dieſes Räthſel,
Errieth'ſt den tiefen Sinn,
D'rauf wurde ich Dein Sclave,
Du meine Königin.

Die Liebe iſt das Scepter,
Womit ſie mich regiert,
Und Treue heißt die Krone,
Die ihre Stirne ziert.

Der Lippe heilger Purpur,
Der Wangen Hermelin,
Die ſind das Siegesbanner,
Dem Keiner kann entflieh'n.

Ich huld'ge Deinen Augen,
Den Sternen meiner Nacht
Und beuge mich im Staube
Vor Deiner Reize Macht.

In Deine Herrſcher-Hände
Schwör ich den heil'gen Eid:
Zu leben und zu ſterben
Bin ich für Dich bereit.

XI.

Barcarole.

Milde Mandolinenklänge
Zittern durch die ſtille Nacht,
Horcht, das iſt die Barcarole,
Die die Liebe ſich erdacht:

Dort auf ſpiegelhellen Wellen
Von dem Mondlicht angelacht,
Schwimmet eine kleine Gondel
Durch die ſternenhelle Nacht.

In der Mitte dieſer Gondel
Deren ſchwarze Flagge weht,
Sitzt ein kleiner Gondoliere,
Der das Lenken gut verſteht.

Und dabei ein kecker Schütze,
Der gewandt mit Pfeilen ſpielt,
Hütet Euch vor dieſem Schützen:
Immer trifft er, wenn er zielt.

Und jedweder ſeiner Pfeile
Bohrt ſich tief in unſer Herz,
Impft in unſrer Seele Seele
Ach, ſo namenloſen Schmerz.

Hier auf ſpiegelhellen Wellen,
Von dem Mondlicht angelacht,
Schwimmet eine kleine Gondel
Durch die ſternenhelle Nacht.

Dieſe Gondel iſt Dein Auge,
Licht und klar wie Mondennacht,
Amor iſt der Gondoliere,
Der aus Deinem Auge lacht.

Milde Mandolinenklänge
Zittern durch die ſtille Nacht,
Horcht, das iſt die Barcarole,
Die die Liebe ſich erdacht.

XII.

Unnütz ſind die dummen Lieder,
Die ein armer Tropf einſt ſang,
Als ein Pfeil aus Deinem Auge
In ſein tiefſtes Leben drang.

Unnütz ſind die dummen Lieder!
Braucht nicht Fidibus Dein Mann?
Nun, ſo zünde mit den Liedern
Deines Mannes Pfeife an.

Unnütz ſind die dummen Lieder!
Mache Papilloten d'raus
Oder beſſer, wirf ſie ſchleunig
Auf die off'ne Straß' hinaus.

Unnütz ſind die dummen Lieder!
Kommt, ihr Winde, tragt ſie fort,
Peitſchet ſie durch alle Straßen,
Jagt ſie fort von Ort zu Ort.

Unnütz ſind die dummen Lieder!
Lacht ſie ohn' Erbarmen aus,
Tragt die lebensmüden Lieder
Auf den Kirchhof dann hinaus.

Unnütz ſind die dummen Lieder!
Sargt ſie in die Erde ein,
Legt dann auch die falſchen Schwüre
Meines Liebchens mit hinein.

XIII.

Altes Volkslied.

Je me defends, mais sans pardon,
Il faut se venger par chansons.
Pannard.

Geliebtes Publicum, ſag an,
Bimbim, bimbim, bumbum,
Kennſt Du den Doctor Leiermann?
Juchheiſſaſa, dum, dum!

Er ſchweifte einſt von Land zu Land
Bimbim, bimbim, bumbum,
Als mittelmäß'ger Komödiant,
Juchheiſſaſa, dum, dum.

Dann legt er ſich auf's röm'ſche Recht
Bimbim, bimbim, bumbum,
Beſtand jedoch die Prüfung ſchlecht,
Juchheiſſaſa, dum, dum!

Jetzt iſt er gar Philoſophus,
Bimbim, bimbim, bumbum,
Und obendrein ein Kritikus,
Juchheiſſaſa, dum, dum!

Er lebt in einer kleinen Stadt,
Bimbim, bimbim, bumbum,
Und ſchreibt ein ſchofles Zeitungsblatt,
Juchheiſſaſa, dum, dum!

Das Blatt, das heißt der Biograph,
Bimbim, bimbim, bumbum,
Gelobt wird drin ſo manches Schaaf,
Juchheiſſaſa, dum, dum.

Der Doctor iſt ein braver Mann,
Bimbim, bimbim, bumbum,
Viel braver — als Lips Tullian,
Juchheiſſaſa, dum, dum.

Er iſt des jungen Deutſchland's Zier,
Bimbim, bimbim, bumbum.
Viel größer noch als Käſebier,
Juchheiſſaſa, dum, dum.

Des Doctors Ruhm, des Doctors Glanz,
Bimbim, bimbim, bumbum,
Verdunkelt ſelbſt den Schinderhanns,
Juchheiſſaſa, dum, dum.

Gar oftmals läßt er ſich herab,
Bimbim, bimbim, bumbum,
Und ſchneidet Ehr' und Beutel ab,
Juchheiſſaſa, dum, dum.

Er ſchimpft auf Gott und auf die Welt,
Bimbim, bimbim, bumbum,
Und lobt das Schlechteſte für Geld —.
Juchheiſſaſa, dum, dum!

Willſt Du von ihm geprieſen ſein,
Bimbim, bimbim, bumbum,
So lade ihn zur Mahlzeit ein,
Juchheiſſaſa, dum, dum!

Und für ein mäßig Honorar,
Bimbim, bimbim, bumbum,
Da lobt er Dich das ganze Jahr,
Juchheiſſaſa, dum, dum.

Doch jeder, der nicht pränum'rirt,
Bimbim, bimbim, bumbum,
Wird ohne Schonung maltraitirt,
Juchheiſſaſa; dum, dum!

Er läßt an Dir kein gutes Haar,
Bimbim, bimbim, bumbum,
Und ſchimpft auf Dich das ganze Jahr,
Juchheiſſaſa, dum, dum!

Tagtäglich ſchreibt er ein Pasquill,
Bimbim, bimbim, bumbum,
Der Kluge lieſ't's und ſchweiget ſtill,
Juchheiſſaſa, dum, dum!

Denn jeder weiß, wie's Doctor treibt,
Bimbim, bimbim, bumbum,
Und Niemand glaubt ihm, was er ſchreibt,
Juchheiſſaſa, dum, dum.

Drum lüg' und ſchimpf' bis an Dein End',
Bimbim, bimbim, bumbum,
Der Galgen iſt Dein Monument,
Juchheiſſaſa, dum, dum!

XIV.

Eine Fabel.

Es war einmal ein Kettenhund, —
Ein garſtig-wildes Thier —
Er hatte einen loſen Mund
Und hieß — Herr Käſebier,
Herr Käſebier.

Auch war einmal ein Fleiſcherhund,
Der Manchem weh' gethan,
Er war ein böſer Vagabund
Und hieß — Lips Tullian,
Lips Tullian.

Auch war einmal ein Lumpenhund,
(Ja, dem gebührt der Kranz,)
Er war noch mehr als Vagabund
Und hieß — Herr Schinderhanns,
Herr Schinderhanns.

Die Hunde liefen ohne Band
Bald hier bald dort herum,
So hieß es nun im ganzen Land:
Tres faciunt collegium,
collegium.

Die tollen Hunde hatten Muth,
(Beſonders Tullian,)
Sie fielen mit der größten Wuth
Einſt einen Reiter an,
Ja, Reiter an.

Der hat die Peitſche in der Hand
Und überlegt im Nu;
Er leiſtet keinen Widerſtand —
Der Pöbel ruft: „Hau zu!
Hau' zu, Hau' zu!“

Der Reiter ſagt: „Ich haue nicht
Solch garſtig-wildes Vieh,
Ihr wißt ja, was Freund Bürger ſpricht:
„Die Peitſche adelt ſie!“
Die adelt ſie!

XV.

Ständchen und Zapfenſtreich.

(Zu ſingen nach der Melodie des Zapateado.)

Was iſt die Frau? Halb Menſch, halb Engel,
Halb Königsadler und halb Gans,
Es lebe hoch die Frau von Quengel
Denn ihr gebührt der Lorberkranz.

Sie iſt ein göttlich Weib
Und ſchreibt zum Zeitvertreib
Ein unvernünftig-ledern Wochenblatt,
Das ach, wie Jeder weiß,
Selbſt bei dem bill'gen Preis
Wohl höchſtens 9 bis 7 Leſer hat.

Was iſt die Frau? Halb Menſch, halb Engel,
Halb Gelb, halb Grün, halb Schwarz, halb Weiß;
Es lebe hoch die Frau von Quengel,
Denn ihr allein gebührt der Preis.

Sie iſt auch Dramaturg
Und ſchreibt für Quedlinburg,
Für Nordheim, Gera und für Ilmenau,
Bald Fabel, bald Roman,
Und dennoch kräht kein Hahn
Um dieſe liebe gute Frau.

Was iſt die Frau? Halb Menſch, halb Engel,
Halb Roſenknospe und halb Dorn;
Es lebe hoch die Frau von Quengel
Sie bläſt die Flöte und das Horn!

Sie ſchreibt Jahr aus Jahr ein
Viel hübſche Büchelein
Für's liebe, gute deutſche Vaterland,
Und ſie bekommt ſogar
Zwei Thaler Honorar
In klingend preußiſch-ſächſiſchem Courant.

Was iſt die Frau? Halb Menſch, halb Engel,
Halb Schreibpapier, halb Druckpapier,
Es lebe hoch die Frau von Quengel,
Sie iſt der Deutſchen Stolz und Zier.

O käm' doch bald die Zeit,
Wo ſie den Sand d'rauf ſtreut
Und nimmer nimmermehr Romane ſtrickt,
Und lieber einſam ſtill,
Wie Gott und Pflicht es will,
Des lieben, guten Söhnlein's Socken flickt.

Was iſt die Frau? Bald Hahn, bald Henne,
Legt Eier, ach, und kräht dabei.
Es lebe hoch die Frau von Quengel
Und ihre hohe Phantaſei.

XVI.

Mauſche Pudel.

Es war einmal ein Pudel
Ein gar gelehrtes Vieh,
Er hieß Reb Mauſche Pudel
Und galt für ein Genie.

Er kroch auf allen Vieren
Und knurrte comme il faut,
Er konnte apportiren
Und las den Cicero.

Es war einmal ein Pudel
Ein gar gelehrtes Vieh,
Es hieß Reb Mauſche Rubel
Und galt für ein Genie.

Er ſprach neuntauſend Sprachen,
Auch Syriſch und Latein
Und Perſiſch und Arabiſch,
Doch nur mit ſich allein.

Es war einmal ein Pudel
Ein gar gelehrtes Vieh,
Er hieß Reb Mauſche Rubel
Und galt für ein Genie.

Er ſchrieb Dreihundert Stücke
In einer einz'gen Nacht,
Doch wurden ſie, o Tücke!
Barbariſch ausgelacht.

Es war einmal ein Pudel
Ein gar gelehrtes Vieh,
Er hieß Reb Mauſche Rubel
Und galt für ein Genie.

Er konnte exerciren
Und ſchultern das Gewehr,
Auch Bücher rezenſiren
Und tanzen wie ein Bär.

Es war einmal ein Pudel
Ein gar gelehrtes Vieh,
Er hieß Reb Mauſche Nudel
Und galt für ein Genie.

Er kämpfte wie ein Löwe
In mehr als einer Schlacht
Und hatte neunzehn Orden
Vom Monde mitgebracht.

Es war einmal ein Pudel
Ein kluges, tapfres Vieh,
Er hieß Reb Mauſche Nudel
Und galt für ein Genie.

Er hatte einſt im Kriege
Zehn Städte demolirt
Und hunderttauſend Feinde
Wie Hammel fricaſſirt.

Es war einmal ein Pudel
Ein gar gelehrtes Vieh,
Er hieß Reb Mauſche Nudel
Und galt für ein Genie.

Schon glänzte dieſem Pudel
Des Ruhmes Morgenroth,
Da kam — o weh! — der Schinder
Und ſchlug ihn mauſetodt.

Es ruht der arme Pudel
Nunmehr in Abrams Schoos,
O Pudel, Pudel, Pudel,
Mein Schmerz iſt grenzenlos!

Weimar, gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs.